



Berlin, den 26. März 1904.

## Moritz und Rina.

Kressin, am Wilhelmstag 1904.

Don Maurizio!

Eigentlich ist's denaturirter Blödsinn. Ich müßte Dich sitzen lassen, bis Du Deinem werthen Namen Ehre machst und schwarz wirst. Wie ein Herero oder Centrumsmann (Beides leider modern). Bumsstill sein und warten, ob die gekränkte Leberwurst nicht eines Morgens doch aus dem Rauchfang geholt wird. Alle Familiengefühle wergschnüren und m'ch mausetot stellen. Verdient hättest Du's wieder einmal. Langts wirklich nicht mehr zu zwei Briefbogen im Quartal? Oder gehört das Bischen Korrespondenz mit einer seelisch verwitweten Schwester zu den Erblasten, denen ein Peer von Preußen sich entzieht, wenns irgend zu machen ist? Keine Flaufen, mignon. Daß Euer Liebden sich nicht über Gebühr schinden, wissen wir; und die berühmten „Anregungen“ sind aus Pommerland frischer zu haben als zwischen Sechs und Sieben auf der Kranzlerseite. Bist eben der Alte, bleibst's und kommst sicher in Satans Schmortopf. Aber gestern war Frühlingsanfang. Und was für einer! Mit Bratjonne, grünen Spitzchen und PicpmaKonzert. Fünf Krofüschen vor der wackeligen Bude, die sich in sträflichem Hochmuth noch immer Herrenhaus nennt. (Euer neues, Befestigter, ist 'ne ganze Ecke nobler; das in der Leipzigerstraße meine ich, von dem Dein Schwager behauptet, es sei erstens überflüssig und zweitens wie aus dem Kinderbuckfasten.) Schneeglocken die schwere Menge, der Himmel beinahe maienblau, — Alles, was ein Christenmensch braucht, um fröhlich zu sein. Bis Mittag war ichs auch, ganz dumm

und gedankenlos; tollte mit dem Mädel rum und freute mich, trotz der weißen Strähne, die niederträchtig dick geworden ist, über die Lenzkücherei, von der wir während der letzten Regentage gar nichts gemerkt hatten. Dann fing Adolf (der jetzt in Historie und Abgeklärtheit macht) zu orakeln an. Zeitgeist, Mühenpreis, Auferstehung, Kleinbahnen; vous voyez cela d'ici. Vor dreiunddreißig Jahren sei der erste Reichstag eröffnet worden; auf den Tag (diese Kalender sind ein Nationalunglück). Eine veräppelte Excellenz, deren Namen seine Keuschheit für sich behält, hatte ihn ins Schloß gelockt, bis dicht an die Rothe Sammetkammer, und er sah die ganze Herrlichkeit. Beudeker mit dem Reichsapfel, Nedern mit der Krone, olle Wrangel mit dem Panier, Wolke mit dem Reichsschwert. Schon der Rede werth, nicht? Er redete auch 'ne hübsche Weise und konnte, weiß Gott, noch lange Stücke der Thronrede auswendig. „Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volk, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unverthigbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.“ Habemir's gleich notirt; und dazugekrigelt: „Na, na! 1904.“ Unmöglich, meinem Jeremias zu widersprechen, als er wehklagte, was aus Alledem nun geworden sei. Wie soll man denn? Das Gerede stinkt ja zum Himmel. Und mit der Fröhlichkeit wars schon wieder vorbei.

Dann der Jammer aus Südwestafrika. Sieben Offiziere gefallen, drei verwundet, neunzehn Mann tot. Traute den alten Augen nicht. Ist in Berlin denn nicht Alles außer sich? So was haben wir ja noch nicht erlebt. Solche Verluste im Kampf gegen Wilde! Wenn ich bedenke, daß der Junge drauf und dran war, sich nach drüben zu melden, und daß bei uns, während da unten guter Leute Kinder ihr Leben fürs Vaterland lassen, die ganze Schmierfinkenschaft unsere Offiziere beschimpft, steht mir das Herz still. Dein Bebel natürlich vornan. Stellt sich im Reichstag hin und singt das Lob der schwarzen Heiden und wird nicht zugedeckt, daß er sich nicht mehr rühren kann. Das ist draus geworden. Cela ne valait pas la peine assurément, sang die dürre Donna, die Dich (leugne nicht!) in den Variétés vor anderthalb Menschenaltern so entzückte. Ubrigens kann die Sache nicht vernünftig gedeckelt sein; sonst wären diese Schlappen undenkbar. Du alte Preußenherrlichkeit! Und heute ist Wilhelmstag. Auch schon sechzehn Jahre unter der Erde. Was haben wir seitdem erlebt! Ordentlich stolz bin ich, daß der zweiundzwanzigste März auf unserer Klitsche immer Feiertag war;

bei jedem Wetter. Die beste Pille auf den Tisch und den Leuten ein Gebinde, daß am nächsten Morgen Keiner aus den Posen konnte. So lange ich was zu sagen habe, bleibt's dabei; wenigstens einmal im Jahr soll Jeder an den feinen alten Herrn denken. Mielchen hatte unter den Schneeglöckchen gewüthet, um seine Photographie geburtstäglich zu putzen, und mir kamen die Thränen. Hinterdrein die Erinnerungen; die wir ja nun mal gemeinsam haben. Frère prodigue, aber frère. Und deshalb schreibe ich, so blödsinnig es ist. Weil die Sonne scheint und der alte Wilhelm Geburtstag hat. Statt jeder besonderen Meldung zu Ostern. Wer weiß, wie mir da zu Ruth sein wird? Ihr bekommt das Uebliche ohne Worte. Der Kapstuchen wird nächsten Montag eingerührt, das Lämmlein derigueur ist schon ausgefucht und ich will sehen, was sich an Palmlätzchen und Stechginster hier aufstreiben läßt. Alles, wie sich's gehört. Lotte soll mir keinen Flunsch machen, wenn ich anrücke. Denn: wir sind in Sicht. Deine Ergebenste mit Mann und Miese. Ich kanns, wie Archibald Douglas, nicht tragen mehr. Trotz Himmelsblau und Primeln ist's ohne Unterbrechung zu langstielig. Bitter nicht, Greis im Silberhaar: nur für vierzehn Tage. Wenn die Schlächterläden vernehmlich zu duften anfangen, danke ich für Backobst und Berlin; dann wird's hier standesgemäß. Vorher aber will ich in vollen Zügen Wonne schlürfen. Alles, was gut und theuer ist. Oper, Schauspiel, Wintergarten; und jeden Tag mindestens eine Mahlzeit en partie fine. Thu also Geld in Deinen Beutel. Wir wollen uns amüsiren und habens nöthig. Gleich nach Ostern geht's los. Wenn mir Einer gesagt hätte, ich würde es hier so lange aushalten, hätte ich ihm in die Zähne gelacht. Bitte mit schuldiger Ehrjucht, sich gefälligt den Kopf zu zerbrechen, um Apartes zu finden. Fürs Gemüth, nicht für den Magen. Sterlett und Crosnes du Japon allein thuns diesmal nicht.

Wärden jetzt zusammen auch nicht auf ein Menu passen. Wie denken Eure Wohlweisheit denn über den Krieg? Keinen blassen Dunst, da ohne jegliche Fühlung. Adolfs moskowitsch bis auf die Knochen. Macht sich über die Selben mit ihren Marquis, Marschällen und Parlamentspiclereien lustig und schwört, daß sie nach Noten verhängen werden; wemms auch vielleicht eine Weile zu Wasser geht. Dieser von Deiner Laune in die Familie geschleppte Herr ist aber stets auf der falschen Seite. Uns Drei hat er in geschlossener Front gegen sich. Der Junge (kein Osterurlaub, was für mich eine bittere Pille) schreibt, in der Armee freue sich Alles wie ein Schneekönig über die Russenblamage; seien immer obenauf und beim ersten Streich nun zerzaust wie ein naschhafter Bengel, den man vom Pflaumenbaum runtergeholt hat. Ein schöner Ge-

danke, die ganze Mandchurie in die Westentasche zu stecken. Kommt aber anders. Mir imponiren die kleinen Japarer. Famos, wie sie mit der Jammerflotte umgesprungen sind und, ehe der Eisbär noch recht aus dem Winterschlaf erwacht war, auf Korea einen Tisch gemacht hatten. Was mal auf: sie bringen nächstens noch die Chinesen auf die Beine und dann mag Niklas setzen, wo er bleibt. Marien hat ein Seroffizier (von dem nicht ausgeschlossen ist, daß er eines Tages die sabelhafte Ehre haben wird, Dein Verwandter zu heißen) eine große bunte Karte von Ostasien geschickt und darauf suchen wir uns jetzt alle in den Zeitungen erwähnten Ortsnamen. Ja, ganz verbauert sind wir noch nicht, obwohl das an der Spitze der Civilisation marschirende Familienhaupt sich von uns wendet. Die urkomische Borussia träumt sogar davon. Une obsession. Am liebsten hin und eine Eisenbahnbrücke gesprengt. Ist's am Ende für uns kein Bombenglück? In Europa kann Rußland sich fürs Erste nicht rühren; wenn die Japaner ihr Handwerk verstehen, ist's für zwanzig Jährchen mattgelegt; und den Franzosen wird die Alliance auf alle Fälle vererbt. Hoffe in Ergebenheit auf etwelches Lob eifriger Studien und erweiterten Horizontes; und, natürlich, auf Zustimmung von der maßgebenden Stelle aus. Den Rest von Patriotismus wirst Du Dir ja während der Globetrotterei noch nicht abgewöhnt haben. Und als Konfirmand wolltest Du, allerdings unter dem Einfluß des Kurländers, der uns für die Einsegnung drückte, mit Heidi und Puffassa gegen die Russen.

Hätte der gute Balte doch die Tage von Port Arthur erlebt! Die Vorkale wären in seinem Jubel noch ärger als sonst mißhandelt worden. Vor- ausgefagt hat er's oft genug. „Rußland ist een jemal'er Nie'e.“ Und die Rollen sind nur so. Schließlich will ich aber doch froh sein, daß er's überstanden hat. Noch mehr als den Zaren haßte er den Papst; und wenn er mitangesehen hätte, wie in dem Deutschland, das er so liebte, den Jesuiten wieder die Thür geöffnet wird . . . Du weißt, wie ich über Bülow denke. Schwankendes Urtheil; bald heiter, bald mäßig bewegt. Daß er mit dem roten Gesindel abfuhr wie der Leibhaftige mit 'ner armen Seele, that mir jedesmal weh; und als er neulich den Judenjungen aus Rußland mit der Faust ins Gesicht fuhr, wars ganz mein Mann (nicht mein angetauter, hélas, der für Mandelstamm und Silberfarb unglaublicher Weise was übrig hat und von Verletzung der internationalen Anstands-pflicht murmelte). Jetzt bin ich mit ihm fertig; auf immerwiedersehen. Die Promenade nach Canossa ist meinen ramponirten Beinen zu steil. Schon als Gänschen machte ich mir nichts aus Changeant. Und von welcher Couleur bei Dem Kette und Einschlag ist,

mag der Schürnte wissen. Wenigstens als Protestant, dachte ich, wird er waschecht sein; nun haben wir die Bescherung. Auf die schönen Reden pfeife ich ehrerbietigst. Toleranz, Kultur, Konstitution: lauter saule Fremdwörter, mit denen man keinen Dorfköter aus den Kartoffeln lockt. Das soll kein Kuhhandel sein? Was denn sonst? Die Schwarzen siedeln und der Husarenkanzler tanzt. Ein Glück, daß Bismarck es nicht mehr zu sehen braucht. Aber gewirkt hat die Sache. Manchem die Augen geöffnet. Die Langröckigen mag Keiner im Land haben. Selbst unser sanfter alter Bieseniß, der von Gott gewollten Obrigkeit allerunterthänigster Diener, kam in Schweiß. Und als wir Sonntag die Fälligen zu Tisch hatten, gabs rothe Köpfe und Deine Thunmelba, jeder Zoll Evangelischer Bund, mußte zum Rückzug blasen.

Da halten wir nach dreiunddreißig Jahren. Ein paar Leute, Professor und Pastor, haben dem Kuhhändler ja die Wahrheit gezeugt; nur noch nicht laut genug. Hoffe, Ihr holts nach, wenn Ihr im April wieder mal Lebendigkeit heuchelt. Wozu seid Ihr Erste Kammer? Interpellirt gefälligst, daß es knackt. S. M. ist weit, also könnten selbst die aus Allerhöchstem Vertrauen Berufenen ein Bißchen Schneidercourage aufbringen. Du freilich! Stumm wie ein Verschnittener im Serrail, mit dem sonst doch keinerlei . . . Mais je n'insiste pas. Wenn Gott den Schaden besieht, werdet Ihr auf Kagenpfoten um den Brei geschlichen sein und, als sei was Riesiges geleistet, bis zum Herbst mit Würde pausiren. Für alle Fälle bringe ich Raketen mit.

Allerdings auch Adolfsen. Den Abgeklärten. Beinahe schon überirdisch. Seine neueste Nummer, wie gesagt. Das Dollste wird mit stillem Lächeln quittirt. Wundern abgewöhnt. Wie es werden mußte, ist's geworden; und Er hats vorausgesagt. So weit die deutsche Zunge klingt, findest Du keinen zweiten Landwehmajor von solcher Sanftmuth. In der Normalstimmung zergeht er Dir auf der Zunge. Als die Mimik anfing, kriegte ich's mit der Angst und rief den alten Eisenbart aus Stettin. „Rec.“ Alles in Ordnung; sogar über seine Jahre in Form. Da ließ ich die Sorge schießen. Immer noch verdaulicher als früher in Feuerröth. Genosse wird er mir nicht mehr; „höchstens Anarchist“, sagt er, reizt aber dabei, daß man nicht zu erschrecken braucht. Und die Rückfälle sind selten. Nicht mal rabbiat, wenn er liest, daß seine gräulichen Papiere gefallen sind (was sie ja recht munter gethan haben sollen). Da der Doktor von nothwendiger Abwechslung gebrummt hatte, packte ich meinen Heiligen bei der Hypochondrie; und beim Vaterherzen. Mit dem Kind ist's nämlich ein Kreuz. Freudvoll und leidvoll. Das sind die Jahre. Schön. Aber schließlich muß man doch klar werden, ob oder ob nicht. Die Zauderei geht mir

gegen den Strich. Der milde Papa möchte sein Püppchen natürlich in Watte wickeln. „Bevor Dein Herz nicht vernehmlich spricht . . .“ Fast beleidigend. Meines sprach gar nicht, und wenn Du nicht gedrängelt hättest, säße ich heute nicht auf Kressin. Gerade darum hat der fremde Herr wirklich keinen Grund, sich für die sogenannte Liebe zu echauffiren; und dem langen Baby den Kopf noch mehr zu verdrehen. Sollte froh sein, daß er so anständig untergekommen ist.

Wir stecken also in keiner guten Haut. Alle Drei nicht; und Deine berühmte Heilkunst bekommt Arbeit. Alarmiren wird der Schwager Dich nicht. Im Gegentheil; hält Alles für zwecklos und grinst halb göttlich, wenn ich aus der Jacke fahre. Welche Bewegung ich mir quand même nicht abzugewöhnen denke. Lieber gleich in den Zirkus. Spare deshalb auch die Bitte, Seitenprünge ins Politische huldvoll zu verzeihen. C'est plus fort que moi; und würde mich verachten, wenn das Vaterland mir Cervelatwürst wäre. Vorüber mündlich viel mehr. Bald. Ein wahrer Segen, daß ich den Angetrauten so weit habe. Zuerst war mit seinen Vorsten nichts zu machen. „Ruinierte Junker sollen hübsch zu Hause bleiben, die alten Kleider auftragen und Schwarzsauer essen; sonst kommen sie als Schlemmer in die Zeitung“. (Was ist übrigens an der Geschichte mit Endell, die mir dabei einfällt? Ich finde nicht durch.) Als ich dann aber spitz wurde, was von Elternpflicht fallen ließ und das Eingebachte großartig für die Reiselasse anbot, wurden Seine Vorfahrt butterweich. Nach Palmarum lasse ich die Koffer lackiren. Und freue mich schon jetzt wie ein Schneelöwe auf die Stunde, wo wir mit Euch durch die Invalidenstraße gondeln. Lotka ist hoffentlich wieder auf guten Füßen. Küsse sie dreimal in meinem Namen; wollen uns Alles von der Leber reden. Und sie wird durch die Läden geschleppt, bis sie mindestens fünf Kilo los ist.

Gute Ostern Euch Beiden! Marie ruft zum Mittag und hat eben entdeckt, daß die Hyazinthen famos gekommen sind. Die Sonne brennt ordentlich. Und heute ist Wilhelmstag. Owikolorero war böse. Die Jesuiten sind noch böser. Bis abends darf aber Keiner mir Trübsal blasen. Lächle nicht, Philosoph mit Eichenlaub! Das kann ich im Haus haben. Und Du entblößest bei diesem grüngelben Lachen unkleidsam die linke Plombe.

Wirst viel zu spät erkennen, was Du besahest an

Deiner Nina.

Berlin, Gabriel 1904.

Reinette von Gottes Gnaden!

„Braut und Schwester bist Du dem Bruder!“ In allen Ehren, versteht sich; ich mache nicht, wie Herr Siegmund Wehwalt, eine wüthende Ge-

berde und unser Glück braucht kein rasch fallender Vorhang schamhaft zuzudecken. Bist's aber wirklich. Leibliche Schwester und ewige Braut meiner — halten zu Gnaden! — Seele. Von Kindesbeinen an die unentbehrliche Ergänzung, die andere Siamesenhälfte des ergebenst unterfertigten Thonklumpchens mit Odemfüllung; die viel bessere Hälfte. Ich nicht erkennen, was ich an Dir habe? Siehe: im Kalender steht heute der Erzengel, so da die Urtheile des Herrn aufzeichnete und vollzog. Gerichtsschreiber und Staatsanwalt in einer Person. Prüft die vorhandenen Herzen, Nieren und was damit zusammenhängt. Ich fürchte, er findet bei mir zu viel Eiweiß; in der Herzkammer auf dem Hauptaltar aber ganz sicher das Bild der lieblichsten Schwester. Pst! Lotte weiß es und hat sich abgefunden. Das giebt's nur einmal; und auch bloß für Sonntagskinder. Seit meine Seele Herrin ihrer Wahl ward, hat sie Dich auserkoren. Das Scandalöse ist, daß Du weißt und doch einem uralten Manne Nasenstübergiebst und mindestens vier galante Beteuerungen in jedem Quartal forderst. Hast eben keine Sorgen, seligste Frau. Die bist Du, hundertmal mehr als die merkwürdig unverehelichte Sieglinde. Einen Gatten, dem selbst die übelste Laune nichts Aergeres nachsagen kann, als daß er sanft ist und von Weisheit strotzt. Einen Jungen, den sein Oberst bis in die Puppen lobt. Eine Tochter, die sich, höchst zeitgemäß, ansieht, ihre Zukunft aufs Wasser zu legen. Geduld, weißsträhniger Hixkopf; der Marinirte wird sie Dir noch früh genug mit dem Heimathwimpel entführen. Und ich kann ihr nachfühlen, wie höllisch schwer es sein muß, sich von solcher Mama zu trennen. Bin ich nett? Warum also schimpfen Euer Hochwohlgeboren mich?

Aber ich große nicht. Viel zu edel. Auch viel zu vergnügt. Daß Ihr endlich kommt! Die Hoffnung war schon aufs letzte Stümpfchen herabgebrannt. Der Deine ließ sich partout nicht anzapfen; meine stärksten Künste versagten. Immer das alte Lied: keine überschüssigen Moneten und weit vom Hof ist die Luft belömmlicher. Va bene. Von Zeit zu Zeit muß man aber die Nase rausstrecken; müßte man von Rechts und Verwandtschaft wegen eigentlich auch den Alten in Berlin N. W. gern sehen. Nun also doch. Die Aoisirung von Kuchen, Osterlamm etcetera pp. wärmt mir den Magen, ist aber nur Sakuska vor der Hauptmahlzeit: Eurem Besuch. Pottchen, die den Winter über recht grippig war und sich am Liebsten in ihrer Ecke einmummelte, hat seit gestern vor Freude ordentlich Farbe bekommen. Und mir juckt's in den Gliedern, als dämmerte schon die Walpurgisnacht (die allzu nah liegende Bosheit bitte gehorsamst im Busen zu bewahren). Kein Gedanke, daß Ihr nach vierzehn Tagen wieder in die Brufen fahrt. Wir werden Euch

halten. Stinfig wirds hier selten vor Juni. Der huldvolle Rath, mir den Kopf zu zerbrechen, verräth zwar die gebührende niedrige Einschätzung dieses nicht mehr sehr appetitlichen Gebrauchsgegenstandes, wird aber strikt befolgt. Gestern abends bereits Programm gemacht. Garantie für täglich veränderten Futterplatz, so lange Euer verwöhnter Schnabel nicht selbst nach Schaurtés und Vordhardt's Krippen zurückverlangt. In den Theatern allerlei Hübsches und so scharfe Sachen, daß der sittenstrengen Landedelfrau, die schon im Palais Royal nicht an die Brüstung wollte, sämtliche Haare zu Berg stehen werden. Erläuterungen gratis und franko. Da das Meiste nicht für den Makronenmagen kleiner Mädchen, wird mein Ehgemahl sich Variens annehmen. Und Sankt Adolfsuß, der noch weniger gern als Dein Getraustler viele Menschen riecht, kann von Sieben bis Zehn seine Schleichwege gehen. Fürchte nichts: auch dieser Helde hat längst abgerüstet und vergißt im schlimmsten Fall beim Wiesel die Gattenpflicht. Voraussetzung jedes Programmes muß in beiden Lagern der Entschluß sein, während der Festzeit eine — wie Bismarck in nicht ganz so harmlosem Sinn zu sagen pflegte — breite Ehe zu führen. Meine alte Buschel: Ihr klebt zu fest an einander. Chassé croisé! Werde nicht mit der Wimper zucken, wenn der kreffiner Wüßling meiner Hausehre die Cour schneidet, daß die Freyen fliegen.

Auch an die Xenia (der Philosoph spricht fliehend Griechisch) schon gedacht. Feuerige Kohlen; und wenns eine neue Hypothek kostet. Der Braut in spe einen Spizenpaletot. Präsentirt das Gewehr: einstweilen der letzte Schrei aus der rue de la paix. Und dem nicht viel älteren Rinchen ein Grausammetenes mit norwegischer Handstickerei, das eine Heilige in Versuchung führen könnte. Von Wertheim. Bitte aber, nicht die Nase zu rümpfen. Erstens kaufen da jetzt sogar Bankdamen, also erster Stand; und zweitens ist's Modell in einer Kleiderausstellung, die Deine Wieze einfach berauschen wird. Etlliche Korsetstangen werden allerdings wohl zu opfern sein. Thut mir aber längst weh, Deine Hochgestalt in einem Stahlverband zu sehen; wirft endlich aufathmen und merken, wie schlecht Schnürleber Einem bekommt. Aenderung des Repertoire übrigens natürlich nach Wunsch. Der Wohlthätigkeit sind keine Schranken gesetzt und ich habe geschworen, mich diesmal um jeden erschwinglichen Preis beliebt zu machen. Modebericht überlasse ich dem Jewel, das an meiner Seite glänzt. Mir scheint Alles so ziemlich unverändert. Blumenhüte vom Umfang einer besseren Bratenschüssel. Dazu, neu und, ich glaube, amerikanisch, Gaze- oder Spizenhschleier in Gardinenformat mit flatternden Enden. Nach langer Pause wieder viel Seide;



auch auf der Straße. Empfehle, Alles einzupacken, was an Taffet und Aehnlichem vorhanden; je mehr Falbels, Volants (oder wie das Zeug heißt), um so passlicher. Urgroßmutter wird wieder modern. Der Reformkittel ist nicht durchgedrungen und man sucht nun Luisens und Josephinens Schränke nach Mustern ab. Wollt Ihr gipfelhaft select sein und in Karlsdorf neben den Theaterbuchessen bestehen, dann schleppt Pelzwerk herbei, so viel der Koffer faßt. Sealstin oder Maulwurf und Strohhut: höher gehts kaum noch. . . Und was sagst Du nun? Ja, ma mie, auch die Globetrottere hat ihr Gutes.

Trotz diesen profunden Kenntnissen habe ich nicht die Absicht, Deinem angestammten Geschlecht Konkurrenz zu machen. Parler chiffons gehört ja nun mal zu unserer Intimität; und ohne bei jedem Saisonwechsel erneuerten Befähigungsnachweis gilt der mishandelte Senior nicht für voll. Jetzt scheint mir aber genug des grausamen Spiels. Du willst Politik und sollst sie haben.

Personalia zuerst; um zu räumen. So dankbar wie überrascht, daß nicht Sektion von Waldersee und Hammerstein zugemuthet. Läßt sich bei trockenem Dreiundneunziger mündlich leichter erledigen. Das mit Deinem Parteigenossen Endell sind olle Kamellen. Der Mann ist nicht mein Typ, aber die Art, wie er geheut wird, schmeckt mir noch weniger. In zwei Worten. Hatte, wie Dir erinnerlich, fünftausend Mark, die ihm noch nicht zustanden, aus der Kasse genommen. Nicht sehr heimlich und erst recht nicht mit Verbrecherdolus. Keine Spur; wie Leute, die nie ordentlich Buch geführt haben, solche Sachen eben behandeln: Ob ichs heute nehme oder in sechs Monaten kriege, ist schließlich Jacke wie Hose. Subalterne plauderten die Inkorrektheit aus und Strebsamen kam der Einfall, den lästigen Agrarierhäuptling an diejem Strick zu henken. Glimpflich; die Ansiedlungskommission — wozu ist sie denn da? — sollte ihm sein Gut zu anständigem Preis abkaufen und er sich nur verpflichten, dem lieben „öffentlichen Leben“ Valet zu sagen. Hier riechts schon muffig. Wenn die That faul war, durfte der Thäter kein Trinkgeld kriegen; und bloße Junkerungenirtheit war mit dem Verlust provinzieller Ehrenrechte zu theuer bezahlt. Moralpauken in der Politik wirken auf mich wie das rothe Tuch auf den Bewußten; aber diese Manier, einem politischen Gegner die Kehle zuzuschnüren, mache ich nicht mit. Wie mans dreht und wendet: eine ekelhafte Intrigue; zu der leider der alte Miquel seinen Segen gab, weil er im Gedräng war und, um sich zu schustern, auch mal gegen die Agrarier Eifer prästiren wollte. Tief unter seinem Niveau und ein deutliches Zeichen von Greisenvorfall. Item, wir wissen jetzt, daß Endell zwar einen Haufen Schulden hatte, aber vom Ruin weit entfernt war; daß er die fünftausend

Markt jeden Tag haben konnte; daß er die Hilfe, die ihm der berliner Bundesvorstand anbot, ablehnte, weils ihm nicht schlimmer gehe als tausend anderen Landwirthen, die sich allein „durchlügen“ müssen; daß er von den Standes- und Berufsgegnossen noch heute für einen grundehrlichen Kerl gehalten wird und daß auch ein Juristengericht ihn nicht unsauber fand. Tant de bruit! Ganze Papierballen sind über die Geschichte vollgeschrieen worden, die eigentlich nur die geehrten Polen freuen kann. Wenn das „Deutschthum“ mit solchen Mitteln gerettet wird, blüht ihr Weizen. Und das polener Kaisererschloß, für das — in allem Ernst — fünf Millionen gefordert werden, wird ihnen auch keinen Schaden thun. Der Landtag ist in der Furcht des Herrn erzogen; sonst würde er sich diese „Hebung des Ostens“ energisch verbitten. Allenfalls für die reisere Jugend. Erwachsene haben wohl schon gehört, daß man Provinzen nicht mit Spielereien rettet. Schafft den Deutschen Arbeit und nahen Absatz zu lohnendem Preis, — und laßt die Polen Polen, die Agrarier Agrarier sein!

Mit einem Kopfsprung ins Allgemeine. Wo — generelle Warnung — selbst geschwisterlich zusammenklingenden Herzen die Verständigung nicht so leicht werden wird. Passirt ja aber nicht zum ersten Mal; und ich will von adölfischer Gelassenheit sein. Den Redereien von wegen des Herrenhauses biege ich artig aus. Kennst ja meine Ansicht und würdest Dir selbst einen Nazienast lachen, wenn ich auf meine alten Tage dort mit dem Rebellenbanner herumfuchteln wollte. Diese billige Spottwaare ist, sauf le respect, nachgerade nicht mehr recht frisch. Dein Ergebenster ist doch nun einmal drin; und sehr zufrieden, wenn er Einen, der noch zum Reden Lust hat, in irgend einer technischen Sache leise auf den richtigen Weg stoßen kann. Aktionen? Konkurrenz mit dem allgemeinen Stimmrecht? Danke, mein Schatz; ich passe.

In puncto Jesuiten könnte ich Dir übrigens, selbst bei besserem Willen, nicht nach dem Mündchen reden. Der Paragraph, der die Kleinen Loyolas schlimmer als Anarchisten behandelt, mußte weg; sein Fall schadet Keinem (wird auch Keinem was Nennenswerthes nützen). Die Wuth duftet mir zu sehr nach Volksseele. Alle liberalen Blätter zwei Wochen lang voll. Sonderbar. Wenn Stoecker, Bodelschwingh, Orxander nicht für ihr Lutherthum zittern, könnten eigentlich auch die Israeliten und Atheisten ruhig schlafen, die in Tageblatt, Voss und ähnlichen Detailgeschäften das Gewissen der Kundschaft bedienen. Auf die Gefahr, Dich gegen grauen Sammet unempfindlich zu machen, gestehe ich, daß ich das ganze Jesuitengesetz für sechs Dreier gäbe. Ist der Rock denn der Käster? Der Alte Friß war in wipiger Laune, als er die Jesuiten, die ihr Ordenskleid ablegten, an den königlichen Schulen Unter-

richt ertheilen ließ; im Ernst aber darf man so nicht anfangen. Wenn wir die paar Schwarzen nicht verdauen könnten, wären wir keinen Schuß Pulver werth. Die Zeit Gregors und Riccis ist doch schon eine hübsche Weile vorbei. Heryn können die Leute auch nicht; und wer sie nicht will, hält sie sich leicht vom Leib. Aber natürlich: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Graufig, nicht? Als ob er sie nicht überall heiligte, wo in irgend einem Sinn gehandelt wird! Dem Feldmarschall, der ganze Regimenter auf der Strecke läßt, um sich den Rückzug zu decken, und jeden Scharmüchlerfolg zu einem glorreichen Sieg aufbauscht, damit den nachrückenden Truppen das Herz nicht in die Hosentaschen rutscht. Dem Minister, der nie zugiebt, daß sein Herr höchstpersönlich in die Geschäfte eingreift, ein Kollege sich verhauen, er selbst gestern einen Küffel befehen hat. Dem Aktiendirektor, der vor der Generalversammlung ins Blaue bilanzirt. Dem Pfarrer sogar, wenn er die Hinterbliebenen mit einem Loblied tröstet, von dem kein Ton aus überzeugter Seele kommt. Rein, Goldreinette: dafür bin ich nicht zu haben. Das Stück ist, nebenbei bemerkt, seit mindestens zehn Jahren „in Vorbereitung“. Schon als die Umsturzoovorlage spukte, wurde im ehrwürdigen Schoß eines hohen Staatsministeriums berathen, ob man nicht die Nothen gegen die Schwarzen loswerden könne, müsse, dürfe. In diesem Tempo wird bei uns gearbeitet; doch die Mühle klappert: und was broucht man weiter, um glücklich zu sein? Zu tadeln habe ich nur die mise en scène. Ueber alle Begriffe unflug. In solchem Fall majorisirt man nicht; wegen solcher Bagatelle läßt man große Bundesstaaten nicht in der Kälte allein. Der Effekt ist danach. Die ehrsamten Bürger halten sich die Nase zu und die Regirungen versichern: Ich wars nicht!

Bülow an sich steht auf einem anderen Blatt. Während, daß sein Charakterbild Dir noch immer schwankt. Mir fällt er einfach auf die Nerven. Man hat mal Livree getragen und will au courant sein; also gab ich mir einen Rippenstoß und las sein Gerede. Niederziehend, Patriotin. Unrettbar verloren, sobald eine ernsthafte Sache ernsthaft behandelt werden soll. Und dabei ein prezioses Wesen, als kämen die aus der Zeitung aufgesparten Banalitäten rekta aus dem delphischen Heiligthum. Der ewige Staatssekretär; darüber durfte er nie hinaus. Merkt gar nicht, wenn er aus der Rolle fällt; weich, versteht sich am Rande: auf Lesefrüchte. Gerade er, mit dem Kultursack des modernen Geistes, durfte dieses Gericht nicht serviren. Durfte, da er mit allen Leuchtdöhnen flirtet, auch nicht Mandelstamm und Silberfarb antisemitisch bewiegeln (und erst recht nicht, zur Stütze des Hausherrn, geheime Marginalien Bismarcks in so schiefes Licht bringen, daß der „große Vorgänger“ bei-

nahe käuflich erschien). Neben, wie der Schnabel gewachsen ist, muß doch mörderlich schwer sein. Warum nicht: „Die russische Regierung hat uns gebeten, diese röthlichen Leute auszuweisen, und wir thuns, weil gute Beziehungen zum Nachbarreich uns wichtiger sind als die Einzelinteressen unruhiger Köpfe“? Wo zu die nicht fünf Minuten lang ernst zu nehmende Versicherung, an dem Torso des Jesuitengesetzes sei für alle Ewigkeit nicht mehr zu rütteln? Und die Empörung über den Vorwurf des Ruhhandels! Gewiß ist's einer. Alles Parlamenteln ist trade. Die Regierung will Gott, die Partei Hüh; wer stärker ist, läßt sich sein Einkommen vom Schwächeren bezahlen. So wird's in der ganzen Welt gemacht. Sehr vernünftig vom Centrum, daß es sich jede Bewilligung mit KonzeSSIONen aus der Lufklinie seiner Weltanschauung ablaufen läßt. Und ich sehe nicht den allergeringsten Grund mehr, der das Reich zwingen müßte, den Katholiken, die ihm Soldaten, Panzerschiffe, Freiwilligen bewilligen und mit ihren hundert Mann jede Sache herauspauken können, heute noch das Leben sauer zu machen. Wir sind so gräßlich mit Phrasen gepäppelt und durch Unterernährung anämisch geworden, daß es uns überläuft, wenn einer Partei nachgesagt wird, sie bemühe sich, ihren Willen durchzusetzen.

Doch der Mensch soll nicht undankbar sein. Die einzige ungemischte Freude des Monats hat unser Reichsfeuilletonist mir bereitet. Als er, im Ton verfolgter Unschuld, rief, seiner auswärtigen Politik wenigstens müsse jeder Patriot doch vertrauen. Lange nicht so vergnügt gewesen. Kein Zweifel: der Mann glaubt an sich; noch immer. Und kein Commoner hat die Biene verzogen. Begreiflich. Seit Jahr und Tag steht im Blättchen: Als Diplomat ist unser Bälow Nummer Eins. Diplomaten, Aerzte und Uhrmacher können dem Hausen, der sie nicht zu konsolidiren vermag, jeden Hofusfokus auf die Rechnung setzen. Schnurrig wirkt's aber stets wieder. Denn gerade umgekehrt wird allenfalls ein Schuh draus. Innen macht der Mann seine Sache so gut wie ein Anderer; vor internationalen Verwickelungen steht er wie Nachbars Trine beim Blindespiel. Jede Gelegenheit veräußt. Friedlich und niedlich, um auf die höchsten Rüstern zu klettern. Kannst Gift drauf nehmen, daß wir, wenns morgen Birnen und Klöße regnet, weder Rapf noch Vöffel haben. Nach und nach werden die Leute draußen ja einsehen, daß bei uns nichts so heiß gegessen wird, wie es gelocht ist; daß die Grimassen im Weltgeschichtstil nur harmlose Späßchen begleiten, aus denen der mißtrauischste Nachbar keinen bösen Schluß ziehen darf. Wir in Transvaal oder Shantung große, ernste Projekte machen? Wir trüben kein Wässerchen. Das ist die auswärtige Politik, der man vertrauen soll. Aber der Dreibund ist, zu allgemeinem Er-

göhen, verlängert und für zwei geschenkte Denkmale in Washington und Rom Platz geschafft. Eine Nisfenarbeit, die alle Kräfte absorbiert. Und wer vor solcher Bilanz nicht den Hut zieht, ist nicht werth, ein Deutscher zu heißen.

Uff . . . Je m'emballe; ganz gegen die Kleiderordnung. Und müßte doch, als frommer Bruder, eigentlich noch verschiedene Walzen ab'eiern. Japanisch? Ja, Herzdame, Weiß ist nun mal meine Lieblingscouleur; züchle einen Kaufastekopf dem schönsten Dottergelben vor und habe außerdem gar kein Bedürfnis, das englische Geschäft durch die Citronennigger aus Tokio und Umgegend gefördert zu sehen. Denn wählen mußt Du hier, Proburin: wer gegen Rußland ist, kämpft mit seinen Wünschen wenigstens für den britischen Vetter. Warum aber diesen Streit übers Knie brechen? Ausgiebigstes Nachrichtethema für die Stadt der Intelligenz. Noch hat der Krieg ja nicht angefangen; das Geplänkel zählt nicht. Abwarten, ob und wann die Russen ihre Bierhunderttausend über den Baikal bringen. Davon hängt's ab. Einstweilen signalisire Deiner geschätzten Beachtung nur, als Marität, daß diesmal vom Schutze etwelcher Vaterländer auch im Augurenjargon nicht die Rede sein kann. Heiligste Güter nicht vorhanden; nichts als die Frage, wer die Mandschurei und Korea einstecken und sich die erste Hypothek auf das Himmlische Reich sichern wird. Daß Dein gläubiges evangelisches Gemüth gegen die Streiter des Herrn für faule Shintoisten optirt, würde mich einigermaßen wundern, wenn meine holde Kriegerin nicht längst in kleidsamster Inkonsequenz bekannt wäre. Siehe auch Südwestafrika. Die „Sache“ der Pereros ist noch besser als die der Japaner; stehen, wie Schillers Schweizer, für ihr Land, für Weiber und Kinder; und schießen können sie, wie sich gezeigt hat, leider auch. Doch Scherz bei Seite: Omikolorero ist sehr traurig. So viel junges Leben war der Kram nicht werth. Bleibt auch draußen sicher nicht unbemerkt; und wenn wir den Nimbus militärischer Unfehlbarkeit verlieren, hats Elf geschlagen. Offenbar an allen Ecken falsch angefaßt; drüben und namentlich zu Haus. Das gabs anno Bismarck-Moltke nicht; der alte Herr, der recht schwierig sein konnte, wäre nach solcher Meldung durch die Decke gegangen. Und das Beschämendste, daß Keiner den Mund standesgemäß aufthut, Jeder es wie eine Schickung des Himmels hinnimmt. Dein Jeremias ist gar nicht dumm.

Um so dümmere Einer, der die Tinte nicht halten kann und mit seiner Epistel höchstens einen Wasserstreifen im Osterkuchen bewirkt. Statt einfach zu sagen, daß er sich ganz proletenhast auf Dich freut und in sämmtlichen Welttheilen war, ist und sein wird Deiner Hoheit unwürdiger Knecht

Morig.

## Das Radium.

**N**euere Strahlen, neue Stoffe und endlich gar strahlende Stoffe: Das sind die überraschenden Ergebnisse der letzten zehn Jahre in der Physik und Chemie. Das Radium besonders ist eine Sensation geworden. In Vorträgen und Aufsätzen aller Art werden seine Wunder geschildert. Freie ich nicht, so ist bei den Vielen, denen wissenschaftliche Errungenschaften sonst ziemlich gleichgültig sind, die sich aber für das Radium scheinbar sehr lebhaft interessieren, die tiefste Quelle ihres Interesses die Schadenfreude. Die Freude darüber, daß die gelehrten Herren der Physik und Chemie nun Etwas gefunden haben, das ihre ganze Weisheit zu Schanden macht. Wenn in begeisterten Zeitungsartikeln, mehr lähn als richtig, gesagt wird, das Gesetz von der Konstanz der Energie werde durch das Radium umgestoßen, so freut sich der Philister; nicht, weil ihm das Gesetz von der Erhaltung der Energie zuwider ist, sondern, weil die Wissenschaft sich blamirt hat. Das Radium, das „alle Gesetze der Physik und Chemie umflößt“, wie es so schön heißt, wird wegen dieses revolutionären Thuns, da es sich ja nur um eine Revolution in der Wissenschaft handelt, mit besonderer Vorliebe betrachtet. Doch außer der Schadenfreude ist noch ein anderes Gefühl, wie ich beobachtet habe, für dieses Interesse maßgebend, nämlich das Bedürfnis nach Mystik, das in den meisten Köpfen, gewöhnlich unbewußt, schlummert. Je geheimnisvoller die Eigenschaften des Radiums sind, um so mehr wird der mythische Sinn angeregt; und wenn gar in den letzten Monaten zu lesen war, daß es Ramsay gelungen sei, Radium in Helium zu verwandeln, ein Element in ein anderes, so steht schon die ganze Alchemie da, mit ihren verschämten Anhängern, ob sie sich Theosophen oder Spiritisten oder Mystiker nennen, und hofft auf Einlaß in das geheiligte Gebiet ernster und exakter Wissenschaft.

Die Wirklichkeit ist viel weniger mystisch, als diese Franciscureus glauben. Nicht ein einziges Gesetz ist durch das Radium umgestoßen, nicht eine einzige sichere Erfahrung hat sich als Irrthum erwiesen. Wohl aber hat das Radium unsere Kenntnisse in vieler Beziehung erweitert, unsere Anschauungen geklärt und plausible Vermuthungen, die auch früher schon ausgesprochen waren, die aber nicht bestätigt werden konnten, gestützt und in den Vordergrund der Betrachtungen gehoben.

Von besonderem Interesse ist seine Entdeckungsgeschichte. Als die X-Strahlen durch einen glücklichen Zufall gefunden waren, hatte der Entdecker dieser Strahlen keine Erklärung für sie beizubringen gewagt. Er beschränkte sich auf die Feststellung einiger ihrer — übrigens sehr merkwürdigen — Eigenschaften; der einzige Versuch einer Erklärung, den er gab, war nach den theoretischen Anschauungen, die man durch die Entdeckungen von Herz und

den Sieg der Ideen Maxwells in der Elektrizitätslehre gewonnen hatte, von vorn herein höchst unwahrscheinlich. Um so dringender war das Bedürfnis, nun doch den Anschluß dieser Strahlen an bekannte Erscheinungen zu erreichen. Ein Erfolg schien bald gewonnen zu sein. Man konnte, da die X-Strahlen zunächst von phosphoreszirenden Stellen einer Glaswand ausgingen, wohl vermuthen, daß die Phosphoreszenz die Ursache dieser Strahlen sei. Das war ein naheliegender Gedanke, den Viele durch das Experiment damals prüften. Man nahm phosphoreszirende oder fluoreszirende Substanzen, meist die sogenannte Malmainische Leuchtsfarbe, und versuchte, ob diese Strahlen aussenden, die durch Papier oder Holz oder Aluminium hindurchgehen. Das war jedoch im Allgemeinen nicht der Fall. Nur der bekannte französische Physiker Becquerel hatte einen wirklichen Erfolg. Er fand, daß Uransalze, die sehr stark fluoreszirende Körper sind, in der That Strahlen aussenden, die den X-Strahlen ähneln. Das war eine neue und wichtige Thatsache, aber wie sich später zeigte, bestätigte sie doch nicht die Ausgangshypothese. Verschiedene Salze des Urans wurden untersucht, die alle mehr oder minder fluoreszirende Körper sind, und alle zeigten die Fähigkeit, solche Strahlen auszusenden. Aber selbst wenn diese Salze von jeder Einwirkung des Lichtes lange Zeit abgeschlossen waren, so daß ihre Fluoreszenz durchaus erloschen war, selbst dann gaben sie noch die selben Strahlen, in scheinbar unveränderter Stärke, aus, so daß die Fluoreszenz nicht die Ursache zu sein schien. Die Strahlung erwies sich an das Element Uran gebunden, denn nur Uransalze zeigten sie, diese aber sämmtlich und schließlich zeigte sie auch das reine metallische Uran selbst, bei dem von einer Fluoreszenz im gewöhnlichen Sinne nicht die Rede sein kann. Man nannte diese neuen Strahlen daher zunächst Uranstrahlen; jetzt werden sie allgemein Becquerelstrahlen genannt. Mit der Bezeichnung „Strahlen“ geht man — Das sei hier gleich erwähnt — augenblicklich in der Physik etwas unkritisch um; man bezeichnet ganz verschiedenartige physikalische Vorgänge leider mit dem selben Namen, wenn sie nur einige Eigenthümlichkeiten gemein haben. Die Haupteigenschaft der Lichtstrahlen und der ihnen analogen besteht in ihrer geradlinigen Ausbreitung, durch die sie im Stande sind, scharf begrenzte Schatten zu erzeugen. Diese Eigenschaft haben auch die X-Strahlen und deshalb wurden sie auch als Strahlen bezeichnet, obwohl sie sonst in ihren Eigenschaften von den Lichtstrahlen abweichen; sie lassen sich weder reflektiren noch brechen noch beugen wie jene. Wenn man durch sehr verdünnte Luft in einem Glasgefäß einen elektrischen Strom gehen läßt, so gehen vom negativen Pol Wirkungen aus, die sich auch geradlinig fortpflanzen. Man bezeichnet sie aus diesem Grunde auch als Strahlen, als Kathodenstrahlen. Treten diese in gewöhnliche Luft ein, so besitzen sie die Eigenschaft der geradlinigen Fortpflanzung

nur noch auf sehr kurze Strecken. Trotzdem nennt man sie noch weiter Strahlen. Sie haben, obwohl sie ganz anderer Natur sind als die Lichtstrahlen, mit diesen auch dann noch gemeinsam, daß sie photographische Platten schwärzen und fluoreszirende Körper zum Leuchten anregen. Diese gleichartige Bezeichnung verschiedener Dinge hat den Nachtheil, daß man dadurch verführt wird, die theoretischen Vorstellungen von den Strahlen der einen Art auf die der andern Art zu übertragen. So ist sicher festgestellt, daß die Lichtstrahlen periodischer Natur sind, daß in ihnen örtlich und zeitlich periodische Vorgänge stattfinden. Es wäre aber ganz überreift, wenn man Dies nun auch für die Kathodenstrahlen und X-Strahlen annehmen wollte, nur, weil man sie Strahlen genannt hat.

Die Becquerelstrahlen also wurden zunächst am Uran und allen uranhaltigen Substanzen gefunden. Es waren Strahlen, die durch viele undurchsichtige Stoffe, sogar Metalle, in dünnen Schichten hindurchgingen, photographische Platten affigiren und Schattenbilder auf ihnen entstehen ließen. Sie waren in dieser Beziehung ähnlich den X-Strahlen und hatten auch noch eine weitere, wichtige Eigenschaft mit diesen gemein. Die X-Strahlen haben nämlich die merkwürdige Fähigkeit, wenn sie durch die Luft oder andere Gase dringen, diese zu elektrischen Leitern zu machen. Während die Luft sonst bekanntlich ein ausgezeichnetes Isolator ist, so daß elektrisch geladene Körper in ihr ihre Ladung behalten, hört diese Eigenschaft sofort auf, wenn die Luft von X-Strahlen durchzogen wird. Elektrische Ladungen bleiben nicht in solcher durchstrahlten Luft bestehen, sondern verschwinden mehr oder minder rasch, weil eben die leitendgewordene Luft sie fortleitet. Den Grund zu dieser merkwürdigen Umwandlung der Eigenschaften der Luft findet man darin, daß durch die Strahlen die Luft „ionisirt“ wird, daß sich in ihnen elektrische Ladungen, Elektronen, bilden. Wie Dem auch sei: die Thatsache steht fest, daß die Luft unter dem Einfluß der X-Strahlen leitend wird. Das Selbe bewirken nun aber auch die Uranstrahlen und diese Wirkung gab ein ausgezeichnetes Mittel, um in quantitativer Weise verschiedene uranhaltige Stoffe auf ihre größere oder geringere Emission von Uranstrahlen zu untersuchen.

Mit solchen quantitativen Untersuchungen — nebenbei bemerkt, sind es fast immer die mühsamen quantitativen Untersuchungen, wenn sie mit weitem Blick unternommen werden, die unsere Kenntniß der Natur wesentlich fördern, sehr selten die rein qualitativen, die allerdings dem glücklichen Zufall die Thür offen lassen —, mit solchen quantitativen Versuchen beschäftigte sich nun die junge Polin Madame Curie, deren Name, verknüpft mit dem ihres Gatten, jetzt weit bekannt ist. Sie fand, während sie verschiedene uranhaltige Materialien prüfte, daß die Pechblende aus Joachimsthal in Oesterreich eine besonders starke Strahlenemission besitzt, eine viermal stärkere, als das reine



Metall besah. Mit dieser Feststellung hätte sich Mancher begnügt. Madame Curie oder ihr Gatte — die Antheile der Beiden an der Geschichte dieser Entdeckung lassen sich nicht genau auseinanderhalten — also sagen wir: Madame Curie begnügte sich nicht damit. Sie sagte sich: Wenn wirklich die Strahlung nur von dem Uran kommt, so ist es unmöglich, daß eine Uranverbindung stärker strahlt als das reine Metall. Zeigt sich eine solche Erscheinung, so muß in der Uranverbindung, also hier in der Pechblende, außer dem Uran noch ein anderer strahlender oder, wie sie es nannte, radioaktiver Stoff vorhanden sein. Also suchen wir ihn.

Hier ist der Punkt, wo die glückliche Entdeckerin zeigt, daß sie nicht nur, wie andere Entdecker, einem Glückszufall ihren Ruhm verdankt, sondern ihrem Forschertalent und ihrem ausdauernden Fleiß. Die Fragestellung zeigt ihr Talent, die Ausführung ihren Fleiß und ihre experimentelle Tüchtigkeit. Tausende von Kilogrammen Pechblende mußten chemisch behandelt werden, um die aktiven Bestandtheile von den inaktiven immer mehr zu trennen, bis schließlich einige Zehntelgramm eines Produktes erhalten wurden, dessen Aktivität ganz außerordentlich groß war, das die Aktivität der Pechblende, auf gleiche Gewichte bezogen, um das Hunderttausenfache übertraf. In diesem konzentriert aktiven Endprodukt war kein Uran mehr vorhanden; es bestand vielmehr aus zwei chemisch bekannten Stoffen, die auch einzeln herausgezogen wurden, nämlich einer Substanz, die, rein chemisch genommen, sich als Wismuth und einer zweiten, die chemisch sich als Barium erwies. Das gewöhnliche Wismuth und das gewöhnliche Barium sind aber ganz inaktiv Körper. Die aus der Pechblende gewonnenen Salze des Wismuths und des Bariums mußten also die vermutheten radioaktiven Bestandtheile in besonders starker Konzentration, wenn auch absolut nur in sehr kleinen Mengen beigemischt, enthalten. Diese Schlüsse waren durch die vorangegangene Untersuchung so weit gesichert, daß man den Curies die Verechtigung zugestehen wird, diese beiden vermutheten neuen Substanzen, obwohl sie noch nicht isolirt waren, als neue Elemente anzusprechen und zu benennen; und nicht nur der Galanterie des Gatten, sondern dem realen Verdienste der Gattin wird man zu Gute halten, daß der dem Wismuth beigefellte radioaktive Stoff zu Ehren von Madame Curie Polonium, der dem Barium beigefellte Radium genannt wurde. Die beiden Substanzen zeigten wesentliche Unterschiede in dem radioaktiven Verhalten, so daß die Untersuchung der Pechblende gleich zwei verschiedenartige radioaktive Körper ergab. Spätere Untersuchungen zeigten, daß vielleicht noch weitere aktive Substanzen, das Aktinium und das Radiobleie ebenfalls in der Pechblende enthalten sind.

Der wichtigste von diesen radioaktiven Körpern ist das Radium geworden, ferner ein zweiter Körper, der zunächst nicht aus der Pechblende gewonnen ist, das Thorium, das in Auer's Glühstämpfen enthalten ist.

Ist das Radium wirklich ein eigenes neues Element? Diese Frage läßt sich heute bejahen. Man konnte allmählich die Radiumsalze so von den mit ihnen verbundenen Bariumsalzen trennen, daß man kleine Mengen von fast reinem Chlorradium und Bromradium erhielt, die durch das spezifische Gewicht und durch ihr Spektrum sich vollständig von dem ursprünglichen Radiobarium unterschieden. Auch das Atomgewicht des Radiums konnte man feststellen und es ergab sich, daß die drei wichtigsten radioaktiven Körper, das Radium, das Thorium und das Uran, die größten Atomgewichte aller Elemente besitzen, also die schwersten und größten Atome enthalten. Auf diese Thatsache ist besonderes Gewicht zu legen. Wie viel reines Radiumsalz heute in der ganzen Welt zusammen existirt, ist nicht genau zu sagen. Es dürfte kaum mehr als ein Gramm sein. In Frankreich sind es die Curies, in Deutschland Professor Giesel in Braunschweig, die die Radiumextraktion betreiben und die ihre Präparate mit großer Liebenswürdigkeit an Forscher ausborgen. In Folge der außerordentlich schwierigen Extraktion und geringen Ausbeute ist das Radium der kostbarste Stoff, der augenblicklich auf Erden vorhanden ist; das Milligramm kostet etwa 12 Mark, während das Milligramm Gold etwa 0,3 Pfennig werth ist. Mit Quantitäten von einem Centigramm sind die schönsten Untersuchungen ausgeführt worden.

Ein solches Körnchen Radium ist nun eine, wie es scheint, unerschöpfliche Quelle von Strahlung. So oft man es auch anwendet: immer erhält man die Strahlung in, so weit unsere Erfahrung reicht, unveränderlicher Quantität. Löst man es in Flüssigkeiten auf, so ist die Lösung aktiv, und wenn man es wieder aus der Lösung abscheidet, so hat der abgeschiedene Stoff nach einiger Zeit wieder genau die selbe Strahlung. Diese Strahlung aber ist, sowohl bei dem Radium wie auch bei dem Thorium, recht kompliziert. Sie besteht aus dreierlei verschiedenen Arten, die man trennen kann, wenn man einen starken Magneten dem Radium nähert. Dann giebt es nämlich eine Art von Strahlen, die  $\gamma$ -Strahlen, die von dem Magneten nicht abgelenkt werden, eine zweite, die  $\beta$ -Strahlen, die etwa nach rechts, und eine dritte Art, die  $\alpha$ -Strahlen, die umgekehrt nach links abgelenkt werden. Die beiden letzten Arten, die ablenkbaren Strahlen, erweisen sich als elektrisch geladen und werden gerade deshalb von dem Magneten abgelenkt. Die  $\alpha$ -Strahlen sind positiv, die  $\beta$ -Strahlen negativ geladen. Die  $\beta$ -Strahlen bilden also ein vollkommenes Analogon zu den vorhin erwähnten Kathodenstrahlen, während die  $\alpha$ -Strahlen sich so verhalten wie die in evakuirten Röhren ebenfalls vorhandenen sogenannten Kanalstrahlen. Die  $\gamma$ -Strahlen endlich sind den X-Strahlen analog. Wie die X-Strahlen, so gehen auch die  $\gamma$ -Strahlen des Radiums selbst durch dicke Schichten von fremden Körpern hindurch; die  $\beta$ -Strahlen sind, wie die Kathodenstrahlen, schon viel mehr absorbirbar

und die  $\alpha$ -Strahlen werden schon durch sehr dünne Schichten von Luft oder anderen Körpern aufgehalten.

Aber damit sind die sonderbaren Eigenschaften des Radiums und Thoriums noch nicht erschöpft. Neben den Strahlungen senden diese radioaktiven Körper noch ein Etwas aus, das man eben so wenig direkt sehen kann wie die Strahlen, das sich aber anders als diese verhält. Man nennt es jetzt eine Emanation. Von jedem Stüchchen Radium oder Thorium, namentlich wenn es in Flüssigkeiten aufgelöst ist, geht eine Emanation aus, die sich dadurch anzeigt, daß sie elektrische Wirkungen in der Nähe erzeugt. Das thun zwar die  $\alpha$ - und  $\beta$ -Strahlen auch; aber diese Emanation ist dadurch wesentlich von den Strahlen verschieden, daß sie durch jeden Luftzug, durch jeden Wind abgelenkt und fortgeführt werden kann. Die Emanation verhält sich demnach wie ein Gas, das dem Radium oder Thorium entströmt; zu sehen ist jedoch absolut nichts von einem Gase und das angewendete Radium verliert trotz der Emanation absolut nichts an Gewicht. Wenn man diese Emanation in ein luftleeres Gefäß eindringen läßt, so zeigen die feinsten Meßapparate nicht an, daß etwa der Druck in dem Gefäß gestiegen wäre. Wenn es also ein gasartiger Körper ist, der dem Radium entströmt, so kann er doch nur in unmeßbar geringen Quantitäten vorhanden sein: und trotzdem hat diese Emanation ganz erhebliche elektrische Wirkungen; sie erweist sich als positiv elektrisch.

Auf dieser Emanation beruht vermuthlich eine andere Eigenschaft der radioaktiven Substanzen, die zuerst ganz räthselhaft erschien. Wenn man in die Nähe von einem Körnchen Radium beliebige andere Körper stellt, Paraffin, Papier, Blei, Glas u. s. w., so erweisen sich nach kurzer Zeit alle diese Stoffe als radioaktiv. Man sagt, sie seien induzirt radioaktiv. Nur wenn das Radium offen in dem Raume mit den anderen Körpern zusammen ist, induzirt es diese. Sobald man es etwa in eine Glasröhre einschließt, wird kein benachbarter Körper mehr induzirt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese induzirte Aktivität gerade von der Emanation herrührt. Diese dringt als Gas durch den ganzen abgeschlossenen Raum, setzt sich an den Körpern fest und macht sie aktiv. Man kann daraus ersehen, welche unglaublich kleinen Quantitäten von Radium durch ihre Aktivität schon erkannt werden können. Eine weitere Sonderbarkeit der Emanation: man kann sie zum Gefrieren bringen. Läßt man sie in ein Rohr gehen — wohlgemerkt: man sieht nichts von ihr und kann nichts von ihr messen —, das man durch flüssige Luft auf 190 Grad unter Null abkühlt, so ist die Emanation scheinbar eingefroren; keine ihre Wirkungen ist mehr zu erkennen. Erwärmt man das Rohr wieder, so thaut sie auf und zeigt ihre alten Wirkungen. Auch diese Thatsache spricht dafür, daß die Emanation ein materielles Gas ist,

das von dem Radium ausgesendet wird. Trotzdem das Radium nun Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute Strahlen aussendet und Emanationen von sich giebt, konnte man mit den feinsten Wagen nach drei Jahren noch nicht eine Spur von Gewichtsverlust konstatiren. Den hundertsten Theil eines Milligramm kann man durch Wägung noch festlegen, aber alle wiederholten Wägungen gaben bei strahlendem und emanirendem Radium stets das selbe Gewicht.

Man könnte glauben, mit den  $\alpha$ -,  $\beta$ - und  $\gamma$ -Strahlen und mit der Emanation habe das Radium genug geleistet und der Wissenschaft genug Räthsel aufgegeben. In der That mußte man sich sofort nach der Entdeckung dieser Strahlungen die Frage vorlegen: Woher nimmt denn das Radium die Energie, die es fortwährend ausstrahlt? Aus dem Licht, wie man zuerst vermuthen konnte, entnimmt es sie nicht, denn es strahlt auch Jahre lang im Dunkeln. Andere Quellen wurden vermuthet; die Atmosphäre sollte die Energie liefern; die Erdschwere sollte in Strahlung umgewandelt werden; elektrische Wellen, die in dem Aether fortwährend vorhanden sind, sollten von dem Radium aufgenommen und in Form von Strahlung wieder ausgegeben werden; noch ganz unbekannte Energievorräthe sollten in der Atmosphäre vorhanden sein, die das Radium absorbiren und von denen es seine Fähigkeit erhalten sollte, selbst weiter zu strahlen. Man konnte sich immerhin damit trösten, daß die Energie, die in Form der drei Strahlen und der Emanation zusammen ausgegeben wird, sehr klein sei, so daß ihre Quelle unbekannt bleiben könne, obwohl solche sehr kleine Energiemengen sich auch im Lauf der Monate und Jahre zu großen Beträgen summiren.

Aber auch diesen Trost — der eigentlich nur in einem Vogelstraußverfahren gefunden werden konnte — lassen uns neuere Entdeckungen nicht. Sind auch die erwähnten Energiemengen sehr klein, so strahlt doch das Radium noch in einer weiteren Form Energie aus, und zwar in sehr erheblichem Betrage. Eine vollständig unerwartete, auch nach den sonstigen Ueberraschungen, die das Radium schon geliefert hatte, unerwartete Beobachtung wurde im letzten Jahre an ihm gemacht. Ich will sie hier andeuten. Ein Stück Radiumsalz hat immer eine Temperatur, die um ungefähr 1 Grad höher ist als die Umgebungstemperatur. Bringt man es in einen Raum von 20 Grad, so hat es 21 Grad, bringt man es in einen Raum von 40 Grad, so hat es 41 Grad Temperatur. Mein früherer hochverehrter Lehrer, der viel zu früh verstorbene Geheimrath Kundt in Berlin, pflegte bei solchen Ueberraschungen in der Physik zu sagen, Das sei „um auf dem Kopf zu stehen.“ Da ein höher temperirter Körper immer Wärme, also Energie, an seine Umgebung abgiebt, durch Leitung und durch Strahlung, so giebt also auch jedes Stückchen Radiumsalz auch hierdurch wieder Energie nach außen ab.

Und diese Energiemenge ist durchaus nicht gering. Ein Kilogramm Radium würde in jeder Stunde 100 Liter Wasser um 1 Grad erwärmen können. Ein Klumpen von 6,8 Kilogramm würde so viel Wärme in jeder Sekunde ausgeben, wie eine Maschine von einer Pferdekraft pro Sekunde leisten könnte.

Wie es immer in der Wissenschaft geht, ging es auch diesmal. Neue Erscheinungen, die Staunen erregen, schreien nach einer Erklärung, nach einem Connex mit bekannten Erscheinungen, und noch bevor die Thatsachen genau festgestellt sind, sind schon die Hypothesen da. Mit dem Fortschreiten der Kenntnisse wird die Zahl der zulässigen Hypothesen eingeschränkt und schließlich bleiben nur wenige Erklärungsmöglichkeiten übrig.

Die Erscheinungen der Radioaktivität nun lassen sich, wie es jetzt scheint, am Besten auffassen durch eine Vorstellung von der Natur der Elektrizität selbst, die schon seit Jahren, noch bevor man Etwas von Radioaktivität wußte, durch rein elektrische Erfahrungen immer mehr Boden gewann und heute im Mittelpunkt der elektrischen Forschung steht. Viele früher unverständliche Erscheinungen, die die Elektrizität bietet, lassen sich nämlich ungezwungen aus der Annahme erklären, daß die Elektrizität ein Stoff ist, der, wie die gewöhnliche Materie, in diskrete Atome geteilt ist. Helmholtz's meisterhaft ordnender Kopf hat diese Auffassung zuerst geprägt. Man nennt diese Elektrizitätsatome heute Elektronen und muß positive und negative Elektronen unterscheiden. Gewissermaßen sind es zwei neue chemische Elemente, aber in Wirklichkeit sind sie mehr. Sie sind, wie man anzunehmen Grund hat, die lange gesuchten Urelemente, aus denen sich alle Materie zusammensetzt. Jedes chemische Atom besteht aus einer sehr großen Zahl von positiven und negativen Elektronen und die Menge und Anordnung dieser Elektronen bringt die Verschiedenheit der Elemente hervor, wie die Menge und Anordnung der Elemente in ihren Verbindungen die zahllose Mannichfaltigkeit der Stoffe erzeugt. Wird dieser Aufbau der Atome aus Elektronen zugegeben — und weder philosophische noch tatsächliche Gründe sprechen dagegen, wohl aber viele Erfahrungen dafür —, so lassen sich die Erscheinungen der Radioaktivität sämtlich durch die eine Annahme erklären, daß die radioaktiven Stoffe labile Elemente sind, also Elemente, deren Atome nicht unänderlich, sondern in einem fortwährenden Zerfetzungszustand begriffen sind. Und in der That ist die jetzt von den meisten Physikern acceptirte Ansicht: daß die Atome dieser radioaktiven Stoffe fortwährend größere und kleinere Partikeln, einzelne Elektronen und größere Partien davon aussenden und sich so in einem Zerfetzungszustand befinden. Allerdings ist ein theilbares Atom eine *contradictio in adjecto*; aber was liegt an Worten? Man weiß darauf hin, daß es gerade die größten und schwersten Atome sind, die des Urans, Radiums und Thoriums, die sich so labil erweisen, und führt als

Analogie an, daß auch nach der Theorie von Kant-Laplace die Himmelskörper, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, kleinere Partien von sich ablösen lassen müssen. Eine nothwendige Folge aber dieser Erklärung ist, daß im Lauf der Jahre doch ein Stück Radium nothwendig an Gewicht abnehmen muß; und um zu verstehen, daß nun trotz den verflossenen Jahrtausenden doch noch immer Radium — wenn auch leider wenig — auf Erden vorhanden ist, muß man wohl als Ergänzung der ersten Hypothese zulassen, daß das Radium sich auch unter geeigneten Umständen wieder aus Elektronen bilden kann. Die Strahlen des Radiums sind nach dieser Auffassung direkt geschleuderte negative oder positive Elektronen, die positivem vermuthlich aus größeren Komplexen bestehend. Die Wärme, die das Radium entwickelt, ist danach Zersetzungswärme.

Die Hypothese von der Unbeständigkeit der Atome wird von den Physikern im Allgemeinen leichter zugelassen und acceptirt als von den Chemikern. Die Chemiker haben aus dem täglichen Umgang mit den Atomen viel mehr das anerzogene und instinktive Gefühl von deren Unveränderlichkeit als die Physiker. Und ein neues Experiment, das im Sinn dieser Hypothese einen weiten Ausblick in die unendlichen Möglichkeiten der Natur eröffnet, begegnet aus dem selben Grund bei den Chemikern noch einem sehr erheblichen Mißtrauen. Ich meine den bereits erwähnten Versuch von Ramsay in England, dem berühmten Entdecker der seltenen Elemente in der Atmosphäre, des Argon, Neon, Xenon, Krypton und des Helium. Der Versuch selbst war ja in allen Tagesblättern mehr oder minder korrekt angegeben; ich brauche ihn also nur kurz zu erwähnen. Ramsay ließ die vorhin erwähnte Emanation des Radiums in ein möglichst evakuirtes Gefäß eintreten und konnte durch einen hindurchgehenden Induktionstrom ihr Spektrum beobachten. Es bestand aus einer großen Anzahl von Linien, in denen aber die charakteristischen Spektrallinien des Heliums, hauptsächlich dessen starke gelbe Linie, nicht enthalten waren. Als jedoch die Emanation drei Tage stehen geblieben war, zeigte sich das vollständige Spektrum des Heliums. Und bei vielfacher Wiederholung des Versuches war das Resultat immer das selbe. Die naheliegende Vermuthung, daß doch in der Emanation von Anfang an Helium vorhanden gewesen sei, würde einen solchen Mangel an Sorgfalt voraussetzen, wie man sie einem hervorragenden Experimentator ohne Beleidigung nicht zutrauen kann. Dann aber scheint nur die Annahme möglich, daß aus der Radiumemanation sich innerhalb einiger Tage Helium gebildet hat. Das wäre ein Ergebnis von ungeheurer prinzipieller Tragweite. Denn es würde ja direkt die Umwandlung zweier verschiedenen Stoffe in einander beweisen, eine Umwandlung, die von der Alchemie ohne Weiteres vorausgesetzt, von der Chemie aber bisher geleugnet wurde. Zwar sind die beiden Stoffe, Radium sowohl

als Helium, chemisch ziemlich verdächtige Körper. Der eine, das Radium, ist der labilste, der andere der trügste, stabilste Körper. Daß sie wirklich einfache Stoffe, Elemente, sind, ist eigentlich mehr angenommen als bewiesen. Also darf man aus diesem Versuch nicht etwa sehr weitgehende Schlüsse ziehen. Aber im Sinn der vorhin von der Radioaktivität gegebenen Erklärung liegt dieser Versuch durchaus im Bereich des zu Erwartenden. Wenn das Radium Elektronen in kleinen und großen Partikeln ausstößt und wenn alle Atome aus Elektronen sich aufbauen, so braucht man nicht zu sehr überrascht zu sein, wenn die herrenlosen Elektronen, die das Radium ausgiebt, sich unter geeigneten Umständen zu einem neuen Gemeinwesen, dem Heliumatom, zusammenschließen.

Doch das letzte Wort über diesen wichtigen Versuch ist noch nicht gesprochen, wie überhaupt die Erscheinungen der Radioaktivität erst im Beginn ihrer Untersuchung sind. Natürlich sind alle Versuche jetzt noch tastende, aber fortgesetzte Arbeit bringt doch auch in diese kuriosen Phänomene Klärung. So wurde vor längerer Zeit schon gefunden, daß auch die Luft unter Umständen radioaktiv ist, namentlich die aus dem Erdboden gesaugte Luft, und daß eben so Wasserquellen Radioaktivität zeigen. Diese Radioaktivität war von der selben Art wie die der Emanationen des Radiums und Thoriums und es schien daher, als ob solche Emanationen, also auch der vermuthete Atomzerfall eine viel mehr verbreitete Eigenschaft der Materie sei, als man zunächst annehmen konnte. Doch haben die fortgesetzten Untersuchungen dieser Emanationen des Bodens und des Wassers die Annahme sehr wahrscheinlich gemacht, daß auch diese nur auf Spuren von Radium beruhen, daß das Radium in den Bodenarten überall, aber überall in äußerst geringen Quantitäten verbreitet ist. Wie weit man andere strahlenartige Vorgänge, wie die vom Wasserstoffsuperoxyd ausgehenden, mit den rein radioaktiven Vorgängen in Parallele stellen darf: Das ist eine noch unerledigte Frage, von der daher hier auch nicht gesprochen werden soll.

Vielfach war die Hoffnung verbreitet, das Radium werde für die Ärzte eine hervorragende Bedeutung zu Untersuchungszwecken haben, da es so ja viel einfacher sei, mit einigen Centigramm Radium die Knochenbilder zu erzeugen als mit den theuren und umständlichen Röntgenapparaten. Das Radium kann aber diese Apparate nicht ersetzen. Die Strahlen, die es ausstößt und die etwa durch die Hand hindurchgehen — es sind die  $\gamma$ -Strahlen —, passieren die Knochen eben so leicht wie das Fleisch, so daß man mit Hilfe des Radiums keine Knochenphotographien erhält, also auch nicht nach diesen Photographien diagnostizieren kann. Für weitere medizinische Zwecke hat sich das Radium bisher eher schädlich als nützlich erwiesen. Starke Verbrennungen der Haut durch Einwirkungen des Radiums sind sicher konstatiert; un-

sicher ist dagegen noch, ob das Radium, wie Manche behaupten, auch heilende Wirkungen bei Hautkrankheiten und insbesondere bei Krebs besitzt. Hier ist das letzte Wort freilich noch nicht gesprochen.

Die praktische Bedeutung des Radiums also ist gering, die wissenschaftliche dagegen sehr groß. Nicht als Schlußstein einer Entwicklung, sondern als erstes Glied einer Kette von Dingen, die bisher noch geheimnißvoll mit Schleieren von der Natur bedeckt sind, ist es zu betrachten. Und der morgige Tag kann unerhörte Neuigkeiten bringen.

München.

Professor Dr. Leo Graef.



## Im Naturalienkabinat.

Die Sonne hatte schon den ganzen Morgen die indische Kresse, die Sonnenblumen und die Geranien am Gartenzaun bestrahlt. Die Kresse hatten vor Vergnügen mit gelbem, lila und sammetrothem Schüttelgelicher gegurgelt. Die Blätter zuckten hastig im Wind, schlangen gierig Luft und Licht ein und jubelten, als ob sie über die Dächer weg in die lodernben, goldglühenden Wäldchen flattern und fliegen möchten; an den Stielen hatten sie gezerrt, sich auf das grell glühende Gras herabgebogen und einander mit klatschenden Köpfchen bedeckt. Und bei dem silbernen Strahlen, dem zitternden Bohren des Sonnenlichtes in den Vertiefungen und Tiefen des Grases bewegten auch die indischen Kressen sich mit, spitzig und funkelnd, schreiend und lachend, höhnisch auftreisend, mit dreistem, immer sinken Mundwurf, gelb und weinroth und orangestreifig gegen das üppig aufgeschlossene Grün anlachend. Bedächtig nickend, hatten die Sonnenblumen ihr bronzenes Antlitz mit dem goldenen Ringbart zu schwermüthigem Gruß dem klaren weißen Licht zugewandt und die Geranien unten im Beschäum der Blätter und Palme hatten ihr Herzblut in scharfer Verzückung gestammelt. Singend, schwärmend, wie ein Kind, das Muscheln sucht und jeden Hund mit frohem Lächeln betastet, hatte sich eine Biene in dem flammenden, jubelnden Lichte, bei dem grünen, matigelben, scharlachfarbigen Beschäum ans Scherzen und Probiren gemacht. Vom Kelch war sie in den Blüthenhals gekrochen, mit sanftem Streicheln und schwerfällig tastend hatte sie sich wieder von dem Sammetgrund erhoben. Und ein Kohlweihling, vom Wind fortgeschleppt, hatte im Silberlicht wie ein trunkenes Rosenblättchen mit den Flügeln geklappt.

Da, plötzlich, gegen Mittag, schob sich vor die Sonne eine dicke graue Wolke, die die Lippen mürrisch hängen ließ. Strollend begann der Wind über die Blumen zu streichen und ein Regentropfengehämmer zerstäubte die Kelchblättchen. Die Biene und der Kohlweihling flogen in ein offen stehendes Fenster, um Schutz zu suchen. Drinnen war es sehr seltsam.

Da standen in Kästen starbückende, bewegungslose Vögel an den Wänden. Unter Glas lagen, auf Watte, in Behältern weiße Eierstalen und Schalen mit farbigen Pünktchen. In Töpfen, von Blasen überzogen, trieben Schlangen und Frösche umher, dicke Exemplare, mit glänzenden, bewegungslosen Augen. Auch Affen mit Weißhän-



den waren da, die an Baumzweigen entlang kletterten; sie blickten nach den Fenstern und athmeten nicht. Ein Hirsch streckte grazils sein Geweih in die Luft; die Füße schienen zu traben, die Haut glänzte wie lebend; er starrete erschreckt, doch ohne Bittern der Planken. In allen Ecken des Saales, in jedem Kasten, jedem Behälter Thiere; Thiere des Wassers, der Luft, der Erde. Und gestützt durch kupferne Halen, aufgestellt an eisernen Stangen, vom träumerischen Tageslicht beschieneu, standen da auch fünf Menschengerippe: das Gerippe eines Weihen, eines Negers und eines Arabers, das Gerippe einer Frau und eines Kindes. Hinten, in einem hohen verschlossenen Kasten, waren noch mehr Gerippe, nach Arten und Rassen gesondert; auch Gerippe mit verwachsenen Knochen.

Summend, mürrisch brummend, dick aufgeblasen, böseartig furchtjam, jurrte die Biene nach dem drohenden Arm eines Orang-Utangs; aber dicht davor, angewidert von dem ungewohnten penetranten Geruch der rauhen Haut, wandte sie sich feindsällig murrend ab und flog zu einer wilden Kage hin, die mit gekrümmtem Rücken und dickem Schwanz da stand und psauchte. Die Kage lauerte mit gläsern blinkenden Augen, fertig zum Sprung. Wengstlich wich die Biene zurück.

Der Kohlweihling, der zugend hereingeflattert war, bang vor den nie erblickten Ungeheuern, und sich endlich, ermüdet, auf dem bleichen glatten Schädel des kleinsten Gerippes niedergelassen hatte, rief die Biene an. Er war froh, seine kleine Kameradin von der indischen Kresse und den Geranien wieder zu erkennen.

„Komm doch her, hierher!“ jagte der Kohlweihling, während er seine Flügelu ruhig auf dem Schädel auspreitete; „hier sitzt man geborgen.“

Mit lautem Webrumm — sie wußte ja, daß dieser Ton ihr oft Anzeichen verschaffte — umkriste die Biene das Gerippe. Ueber erstes Nachseid ging sie nicht.

„Komm nur ruhig her“, sprach der Falter; „es ist ja nur ein Ding aus Holz. Sei doch nicht bang!“

Schwer athmend und keuchend — sie wurde jeden Tag einen Tag älter — ließ die Biene sich nieder. „Du mein Himmel!“ sagte sie noch ganz erthzt und entsetzt. „Was mag denn Dieses hier sein? Ich sah schon viele abnorme Sachen in meinem Leben. Aber so Etwas! Da steht ein Hahn, der sich nicht bewegt und nicht kräht. Und da fliegt eine Ente, die nicht quakt und sich nicht bewegt. Ich habe genug davon. Hier ist ja gräßlich. Ich mache mich gleich wieder aus dem Staub.“

„Warum denn? Draußen ist ja schon mehr Wolkenbruch“, sprach beschwichtigend der Falter; „hier, auf diesem gut erhaltenen Möbel, findest Du ein gemüthliches Plätzchen. Das Fenster ist dicht dabei. Ich, für meine Person, finde es hier nur seltsam, sehr seltsam. So was sieht man nur einmal im Leben.“ Mit weit offenen Augen, nervös und neugierig, trippelte er dem Schädel des größten Gerippes zu. Die Biene war halbwegs beruhigt und flog surrend mit.

Und da hatten sie eine freundliche Begegnung. Eine Spinne, die ihr Gewebe von Schädel zu Schädel gesponnen hatte, von der Augenhöhle des Weihen nach dem Nasenbein des Negers, war durch die Erskütterung aufgeschreckt worden, kletterte nun schnell in die Höhe und blickte ärgerlich um sich. „Was solls denn?“ knurrte sie; „sichre ich Euch vielleicht im Schlaf?“

„Ha!“ seufzte erleichtert der Falter: „Ich bin wirklich froh, daß ich hier bei dieser merkwürdigen Gelegenheit einen menschlichen Laut vernehme. Könnten Sie uns vielleicht sagen, was hier passiert ist?“

„Ja,“ sagte die Biene ängstlich hinzu, „könnten Sie das vielleicht? Sie haben sich hier ja so bezaglich eingerichtet. Ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß ich noch von dem ersten Schreck her Herzklopfen habe.“

„Herzklopfen“, spottete die Spinne: „Sie kommen wohl zum ersten Mal hierher?“

„Unsinn!“ zankte die Biene. Seit den Kindertagen sah sie mit einer gewissen Geringschätzung auf das unpoetische Wesen der Spinnen herab, die alle Ecken und Löcher mit für Bienen allerdings ungefährlichem, aber im Allgemeinen doch unappetitlichen glitscherigen Schleim überzogen, sogar Blumen und Knospen — das Röstlichste, Barestste, Liebste, Empfindsamste, Schönste in der ganzen Natur — und denen Alles, aber auch Alles Wurst war; ein ekelhaftes Leben . . .

„Unsinn!“ wiederholte sie. „Ich habe mehr von der Welt gesehen als alle Spinnen zusammen; ich bin nie selbstgenügsam in irgend ein dunkles Eckchen getrocknet, um Mitgeschöpfen Schlingen zu legen. Fast keinen Garten giebt es im Land, in dem ich mich nicht umseh, und in manchem Zimmer der Menschen verborg ich mich, schwirrte darin umher und ärgerte mich über die Schelmen, die die Luft beträgerisch widerspiegelten. Dies hier aber ist eine Hölle. Hier scheint ein furchtbarer Schreck die Thiere gelähmt, scheint Abiicht gewaltet zu haben. Nicht wahr?“

Die Spinne grinste cynisch: „Wenn Du gar so weiklug bist, so viel mehr Erfahrung besitzest als wir, die wir etwas weniger sähmäulig vegetiren, dann mußt Du doch gleich beim ersten Augenblick merken, daß Du hier auf einem Kirchhof bist.“

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen, gute Frau“, lächelte kokett der Kohlwesling: „ein Kirchhof? Wie kam Ihnen dieser anmuthige Einfall?“

„hm“, brummte die Biene, „konnte mich eigentlich denken. Die Spinne, die bescheiden zugesteht, daß sie Etwas nicht weiß, soll noch geboren werden. Ein Kirchhof! Unglaublich! Tausendmal und noch öfter habe ich Blumen auf Kirchhöfen besucht. Sie wissen hier ja selber nicht Bescheid. Das merkt man.“

Jetzt blickte die Spinne wirklich spinnig. Dann sprach sie, mit der Ueberlegenheit Eines, der genau weiß, wo Bartel den Most holt: „Dummer Bräuschnabel! Ich würde mich vielleicht ärgern, wenn ich nicht Mitleid mit Deiner possirlichen Arroganz empfände. Monate habe ich in diesen Sälen zugebracht; vielen Kindern das Leben geschenkt; meinen Ehegemahl aufgefressen, weil er nicht zu mir paßte. Tag vor Tag quäle ich mich hier fürs tägliche Brot. Dahinten in dem Straußenbecken wohnt meine Tochter, zwischen den Füßen des Affen da meine Schwiegertochter. An jede Stelle dieses Raumes spann sich meine Familie fest, verfolgt und vertilgt von dem Thier Mensch und doch in Liebe sich mehrend. Und ich sollte hier nicht Bescheid wissen? All die Thiere und Schicksalsgenossen, die Ihr hier seht, sind gestorben und mit Stoffen angefüllt, die für uns gefährlich sind. Ihr seid hier auf einem Kirchhof, bei Entseelten, vor der Materie in ihrer äußerlichsten Form. Und wenn Ihr Euch morgen zu bestimmten Stunden wieder hier einstellt, könnt Ihr Leichenbewunderer herumgehen sehen.“

„Wenn Das wahr wäre“, sagte der Falter, „hätten wir hier etwas Merkwürdiges vor uns.“

„Davon glaube ich nicht so viel“, sagte die Biene ärgerlich; „es hat ja gar keinen Zweck für die Menschen, sich so viele Mühe um nichts zu machen.“

„Das nennen sie Wissenschaft“, sagte die Spinne mit leisem Gähnen.

„Ach was!“ rief die Biene eigensinnig: „Gähne, Affen, Matten, Vögel unbegraben aufzubewahren! Warum denn nicht vor allen anderen das lästige Ding, den Menschen selbst?“

„Grünschnabel“, lachte die Spinne: „worauf sitzt Du denn?“

Entsetzt flogen Falter und Biene auf und betrachteten aufmerksam die Knochen und den Schädel des Neger's.

„Ach, davon glaube ich doch nichts“, sagte der Falter.

„Rein, nicht so viel“, rief die Biene.

„Ihr braucht nicht zu zweifeln“, versicherte die Spinne: „wollt Ihr mir vielleicht mal die Ehre Eures Besuches schenken, dann will ich Euch den Fall gern genauer erklären.“ Sie lief an dem Seidenbräutchen entlang nach der Augenhöhle des Weißen und kletterte hinein: Die Biene braunnte ungläubig, der Falter zitterte wie ein Bachfischchen. Doch Beide zogen neugierig hinterdrein.

„Soo“, sagte die Spinne; „setz Euch und machts Euch gemüthlich. Wir haben ja Zeit. Das Unwetter dauert mindestens eine Stunde. Wir findet Ihr dies Erkerzimmerchen? Drollig, was? Hier schlafe ich mich aus, wenn es mir die Leichenbewunderer mit ihrer Manier, Leichen staubfrei zu halten, zu bunt treiben. Hier habe ich den ganzen Winter wie ein König geschlafen. Das ist nun der Mensch, von innen gesehen. Viel Geschrei und wenig Woll. Ja, eine erstklassige und abscheuliche Sorte. Mit Dem, was hier drin gefressen hat, gerstören sie in komischer Unverträglichkeit Alles. Hier ist die Stelle des Willens, hier die kleine Höhle des Verstandes. Das ist das Ganze. Darum haben wir uns nun bemüht. Man kann kaum darin spaziren gehen, ohne mit dem Kopf an die Balken zu stoßen. Je länger ich es studire, desto mehr leuchtet mir ein, daß das zweibeinige Ding ein Charlatan, ein Possenreißer, ein Galgenstrick ist.“

„Sind wir nun wirklich und wahrhaftig in ihm?“ flüsterte der Falter.

„Wirklich“, die Spinne lächelte beinahe verächtlich; „und noch dazu in einem auserlesenen Exemplar, in einem Sprizimen weißer Rasse, das scharfsinnig gewesen sein muß. Der hier hatte einen großen Schädel; war wohl ein Denker, ein Gelehrter oder so was. Auf diesem winzigen Fleck ist Alles ausgebrütet worden. Väterlich, nicht wahr? Ein kleines Gemach mit zwei Fensterchen. Das weiß Alles. Das heißt von ganz besonderer Nachart! Das regirt und gertritt uns, als ob wir keine Rechte hätten. Das steckt Dir eine Nadel in den Rücken und läßt Dich lebendig krepiren. Geh mal dahinten an das Ende des Saales, wo die Kasten mit den toten Faltern stehen. Das stiehlt Deinen Honig. Rein, ich hatte mich wirklich interessanter vorgestellt.“

„Ach, gute Frau, wie eilig!“ sagte der Falter. „Lassen Sie uns, bitte, wieder hinausgehen. Ich finde es hier eng und schauerlich.“

„Das ist Lebenssache“, sprach die Biene. „Die Hauptsache ist, daß Sie immer nur Behauptungen aufstellen, statt durch Thatfachen zu überzeugen“ . . .

„Meine Theuerste“, erwiderte die Spinne, „Wochen und Monate lang werde ich gezwungen, das Gerede über die Wunder der Welt anzuhören. Wenn aber die Leichenbewunderer vor meinem Zimmer stehen und mit Klopfen bezeugen,

was hier drin gewesen ist, dann erlaube ich mir, auf meine Weise zu sichern. Denn ich habe mehr von diesen 'Intérieurs' gesehen. Sommer und Winter, beim Aufräumen und Reinmachen, verändert ich — Eins, Zwei, Drei — mein Domizil. Ich habe in den Wohnungen von Kaufleuten, Kriegern, Gelehrten, Regern, Kaffern und Chinesen geschlummert, ich habe mein Fangnetz um Barbaren, Mongolen und Semiten gesponnen, Ueberall der selbe kleine Bau mit dem glücklicher Weise verschwundenen gefährlichen Inhalt. Höchst gefährlich. Wenn sie nicht an uns denken, veranstalten sie unter einander Ausverkäufe; lauter spaßige Sachen. Wir kämpfen um unser Essen. Sie kämpfen aus tausend Gründen der Bosheit. Wenn weißes Fleisch um diese hölzernen Dinge sitzt, kann das weiße Fleisch das schwarze und braune und farbige nicht leiden. Wenn in dem Zimmerchen mit den beiden Gucklöchern, worin wir Drei uns kaum bewegen können — probire mal, einen Zunder dafür zu bekommen, Du! —, wenn in diesem Eckchen Gedanken über die Schöpfung entstehen, kosten diese Gedanken Blut. Sie scheinen sich erst hier, auf dem Kirchhof, gesellig zu fühlen. Hier leifen sie nicht und quengeln sie nicht mehr. Hier sind sie nicht mehr schön, nicht gelehrt, nicht reich, nicht unangenehm, nicht ehrgeizig, trinken einander nicht mehr das Licht aus den Augen. Hier sind sie endlich duldsam." Die schwerfällige Spinne schnappte nach Athem.

„Ich danke Ihnen vielmals für den Anblick“, sagte der Falter und verließ, mit einem Gefühl der Erleichterung, das Erkerzimmerchen, um Luft zu schöpfen.

„Wenn ich zu Hause erzähle, was ich hier gesehen habe, werden sie mir por so nicht glauben“, kurrte die Biene; „es ist auch sehr werthwürdig. Wie können die Menschen sich nur nicht geniren, solche Möbel zum Besehen aufzustellen! Unwillkürlich erfährt man da mehr, als Einem dienlich ist.“

Die Sonne schien wieder über das Gärtchen mit der indischen Kresse, den Sonnenblumen und den Geranien. An jedem Blatt funkelte Diamantenthau. An jedem Stengel glitten schmachtende, hellglitzernde Tropfen herab. Die Biene saug dem Wesen der Spinne nach, der es Vergnügen bereitet, ihr Gewebe von dürrem Holz zu dürrem Holz zu ziehen; dann surrte sie wieder von Kelch zu Kelch, naschte und spielte. Der Kohlweihling, der zu den Kästen mit den aufgestellten Faltern hingestattert war und entsezt auf die Kadeln geblickt hatte, auf die durchbohrten Röhrchen, auf die langen, bunten, unbeweglichen Reihen, war eben noch einmal zu der Spinne, die gerade eine Fliege belauerte, zurückgeflogen. Und während er sich auf den Schädel niederließ, nicht furchtsam mehr, nicht mehr hastig, schob das Sonnenlicht an den Garbinen entlang und ließ die weißen Flügel marmorn erglänzen. In den Augenhöhlen des Regers leuchtete es zaghaft auf. Die Zähne lachten.

„Vebewohl, Mensch“, sagte der Kohlweihling. Und leise mit den schneeweißen Flügeln klappend, umflatterte er mehrmals den Totenkopf, der den Sonnenschein zurückwarf. Dann flog er schnell aus dem Fenster und setzte sich sinnend und still auf das Bronzeantlitz der Sonnenblume, an deren goldenem Bart Thautropfen hingen, als ob sie vor Kälte geweint hätte.

Hermann Heyermans.



## Jesuiten und Marianer.

Es ist dem Sterblichen selten gegeben, Maß zu halten. Die Verbündeten Reaktionen bestehen aus Sterblichen. Sie haben im Kulturkampf nach links weit über's Ziel hinaus geschossen; jetzt thun sie es nach rechts. Zwar mit der Aufhebung des schmachvollen § 2 des Jesuitengesetzes haben sie nur eine Anstandspflicht gegen sich selbst und das Reich erfüllt. Aber daß der preussische Kultusminister durch den Erlaß vom dreiundzwanzigsten Januar sechs gegen die Schülerverfrömmung gerichtete Verordnungen Falls zum Theil aufgehoben, zum Theil modificirt hat, war überflüssig. Wenn die Jungen Religionunterricht kriegen und zum Besuch des Sonntagsgottesdienstes angehalten werden, so haben sie genug nutrimentum pietatis. Die Prozessionen waren vor fünfzig und etlichen Jahren nützlich und angenehm. Es war wunderschön, wenn wir an den drei Tagen vor Himmelfahrt durch die grünen Fluren walden konnten, statt im dumpfen Schulzimmer gepeinigt zu werden; und auf dem Rückwege, dem Thore nah, trippelten wir, scheinbar in tiefe Andacht versunken, so langsam, daß die erwachsenen Theilnehmer unwillig wurden. Wenn wir nämlich eine Minute nach Zehn bei der Kirche ankamen, fielen auch die letzten beiden Schulstunden aus. Aber Kauerau nimmt in seinen vier trefflichen Artikeln über den Erlaß (in der Schlesischen Zeitung) als selbstverständlich an, daß die Theilnahme an Umzügen, die in die Schulstunden fallen, nicht gestattet werden wird; da haben denn Prozessionen für Gymnasialisten keinen Zweck mehr.

Aber Spaß bei Seite: die Marianischen Kongregationen sind ein sehr, sehr ernstes Uebel. Bei jungen Mädeln mögen Betschwesterschaften nicht viel zu bedeuten haben: ein Vorwand zur Koletterie und eine Ländelei, die von der Arbeit dispensirt, voilà tout. Aber tüchtige deutsche Jungen betreiben Alles sehr ernsthaft und haben ein tiefes Gemüth, das von den ausgenommenen Ideen oft ganz durchdrungen und gewaltig bewegt wird. Es sind ja nicht lauter tüchtige, die solchen Vereinen beitreten; die meisten thun es, um sich bei dem einflußreichen Religionlehrer ein Bildchen einzulegen und in dessen Gunst Erlaß für mangelhafte Leistungen zu finden, was für sich allein schon das unbedingte Verbot solcher Schülerverbindungen rechtfertigt. Aber die edlen und tüchtigen, die ihr idealer Sinn verlockt, werden darin Frömmeler, Fanatiker oder durch Schwärmerci und Strapulosität fürs praktische Leben verborben und manchmal sehr unglücklich. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Verherungen zu beobachten, die solche Anleitung zur Frömmerei in edlen jungen Gemüthern anrichtet. Auch die eoangelischen Bibelkränzchen müßten verboten werden. Aber während in diesen die Pflege echter Religiosität wenigstens denkbar und während die Bibel jedenfalls eine gute Lecture ist, sind die Andachtbücher, die den Marianern empfohlen werden, voll des abgeschmacktesten Unsinn's und ist die Religion, die von ihnen geistlichen Vektorn gepflegt wird, gar nicht die christliche Religion. Die'se ist die einzige auf unserer Kulturstufe mögliche. Ihr Kultus besteht in der Erfüllung des Verbotes Jesu: Seid vollkommen, wie Euer himmlischer Vater vollkommen ist; womit nicht gemeint ist: Seid von Sünden rein, denn die Sünde (nicht etwa das Laster, das Verbrechen, der Frevel, die Gemeinheit) ist der geschöpflichen Natur wesentlich, sondern: Entfaltet und bethätigt alle edlen Anlagen der Menschennatur! Die katholische

Kirche aber ist als Erhalterin und Pflegerin des Christenthumes den Völkern unentbehrlich. Sie hat jedoch, als ein irdisches Wesen, die Fehler ihrer Vorzüge. Sie hält unerschütterlich fest an den drei Grundwahrheiten des Christenthumes: dem persönlichen Gott, dem Mensch gewordenen Sohn Gottes, der persönlichen Unsterblichkeit des Menschen. Das ist ihr Vorzug. Aber ihre virtuose Gläubigkeit hat sie zur Uebergläubigkeit verleitet: sie will den Christen als Dogmen auch die griechischen Philosopheme aufdrängen, die das Christenthum vorbereitet haben, und die Speculationen der mittelalterlichen Theologen sammt denen der modernen Bigotten. Das ist schlimm. Sie hat die angelsächsische Schwelgung zur Bourgeoisreligion nicht misgemacht, der das Reichwerden als höchstes Verdienst und die Armuth als das einzige Laster gilt, sondern hält an der evangelischen Schätzung der Armuth fest, — theoretisch wenigstens; in praxi giebt es gerade unter den katholischen Geistlichen viele Modelle zu Molières Harpagon. Jenes nun ist gut; und gut ist auch, daß frommer Sinn bei den Katholiken von je her Männer und Frauen getrieben hat, sich zu gemeinnützigen Werken zu vereinigen. Nicht gut aber ist die Kombination dieser beiden Vorzüge im Klosterwesen, das einen vor Gott angeblich privilegierten Stand schafft, dessen Mitgliedern ihre mitunter gar seltsam ausschauende Armuth als Verdienst angerechnet wird. Ein wirkliches Verdienst um die ganze Menschheit hat sich die katholische Kirche dadurch erworben, daß sie zur Förderung des einzigen wahren Kultus einen symbolischen Kultus eingerichtet hat, und es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß sie dem für die richtige Auffassung noch nicht reifen gemeinen Volke gestattet, die Sinnbilder für Wirklichkeiten zu halten. Aber sie sollte den wissenschaftlich Gebildeten nicht zwingen wollen, anzuerkennen, daß die Sinnbilder, die Sakramente und Sakramentation, eine mystische Wirkung hervorbringen und daß, statt der fehlenden Bestimmung und That, Ceremonien Gott wohlgefällig machen können. Und das Bild der schmerzreichen Mutter im Johannesevangelium, das Bild der Mutter mit dem Kinde im Lukasevangelium wird immerdar ein der Verehrung würdiger Gegenstand erhebender, tröstender und reinigender Betrachtung sein; aber uns Heutigen die Theotokos und Himmelskönigin als Gegenstand des Kultus aufdrängen wollen: Das geht zu weit.

Nun ist aber die jesuitisch-ultramontane Religion die Religion dieser drei Fehler. An den ersten Jesuiten darf man sie nicht tadeln. Der Orden war von Gott berufen, dem katholischen Theil der Christenheit und seinem verwilderten Welt- und Ordensklerus durch das Vorbild eines reinen Wandels und treuer Pflichterfüllung und durch geordneten Jugendunterricht zu Hilfe zu kommen. So Großes ist nicht möglich ohne Enthusiasmus; und Ignatius hat diesen Enthusiasmus aus der romantischen Schwärmerci geschöpft, mit der er dem Himmelskönig und der Himmelskönigin Ritterdienst gelobte. Heute bedürfen wir für solche Zwecke der Romantik nicht mehr; für den korrekten Wandel sorgt die Polizei und für einen guten Schulunterricht der Staat. Ihr Aberglaube konnte den Jesuiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht als Schuld angerechnet werden, denn sie theilten ihn mit ihrer Zeit; auch die sola fides der orthodoxen Lutherauer war nur ein Zaubermittel und in Inqurverfolgung und sonstigem Teufelsanfinn haben die Protestanten Nordeuropas mehr und Aergeres geleistet als die von Jesuiten geschulten Südländer. Aber wir leben doch eben

heute nicht mehr im siebzehnten Jahrhundert und sind in der Naturerkenntniß und in der Erkenntniß des Seelenlebens ein Stück weiter gekommen. Deshalb darf der Staat nicht gestatten, daß seine Gymnasialisten zu abergläubiger Schwärmererei angeleitet werden, statt zu gesunder Religiosität. Kowerau theilt aus der Jubelschrift der Marianischen Kongregationen Einiges mit, die der Jesuitenpater Schneider verfaßt hat und die 1896 in zweihundertzwanzigster Auflage erschienen ist. Durch Eingliederung in die Erzbruderschaft, an deren Spitze der Jesuitengeneral steht, machen die einzelnen Kongregationen ihre Mitglieder aller von den Päpsten jener verliesenen Abfälle theilhaft. Deutsche Gymnasialisten, die durch das Matthäus 6,7 von Christus verbotene Geplapper Abtath erlangen wollen: ein unerträgliches Bild! Und Schneider schildert, wie sich die marianische Ritterschaft zum Kampf gegen den Feind wappnet; dieser Feind aber sei „die Häresie, die alte Sturmkolonne der Hölle!“ So hätten wir denn den Hauptbestandtheil des mittelalterlich heidnischen Aberglaubens: Sicherung der Seligkeit durch Gebetszauber, und den Grundbestandtheil des Aberglaubens der griechisch-byzantinischen wie der Reformationzeit: Sicherung des Heils durch Orthozogie, heilsammen. Da muß doch wieder einmal daran erinnert werden, daß die beiden genannten Zeiten herrschender Orthozogie die Menschen zu Teufeln gemacht haben und daß sie erst wieder durch Philosophie und Neuhumanismus in Menschen zurückverwandelt werden mußten, ehe sie ein zweites Mal Christen werden konnten. Dann bringt Kowerau auch Belege dafür, daß die Marianer an Aufpasserei, Spionage und Denunziatsucht leiden. Das sind bekanntlich konstitutionelle Gebrechen des Jesuitenordens; sie stellen sich jedoch in jedem Eliteschülerverein, der unter der Protektion von Lehrern steht, von selbst ein.

Will man die Marianischen Kongregationen und damit die Jesuitenreligion in die preussischen Gymnasien einführen (die übrigens auch nach Ausrottung des Jesuitenordens fortbestehen würde; nicht bloß die Dominikaner, sogar die gelehrten und milden Benediktiner sind ihr verfallen, wie die Thatfache beweist, daß der frühere Abt von Beuron und jetzige Bischof von Metz, Benzler, einen katholischen Liebhaber für entweiht erklärt hat, weil die Leiche eines Protestanten darin beerdigt worden ist), dann mag man doch lieber gleich den § 1 des Jesuitengesetzes aufheben und den Jesuiten die katholischen Gymnasien übergeben. Dem Protestantismus würde diese Maßregel nicht schaden; im Gegentheil. Aber der deutsche Katholizismus würde binnen Kurzem auf den Hund kommen. Die religiösen Zustände der romanischen Länder sind leicht zu erklären. Voltaire war ein Jesuitenschüler; dem Wandel, der Gelehrsamkeit, der Gewissenhaftigkeit, dem pädagogischen Geschick und Eifer der Väter gleicht er das beste Zeugniß, — und dennoch! So sind die meisten Atheisten, die heute in Frankreich und Italien ertören, aus klerikalen Schulen hervorgegangen. Wenn ein denkender Geist nur die Wahl hat zwischen einem mit Aberglauben unlöslich verquidten Christenthum und dem Atheismus, so wählt er diesen. Der Atheismus der Gebildeten ist der natürliche und unermelliche Sprößling des ultramontanen Katholizismus.

Katholische Blätter brachten eine Entgegnung auf die Artikel von Kowerau. Seiner Kritik wird Sachlichkeit, Wissenschaftlichkeit und würdige Fassung zugesprochen. Berücksichtigt wird sie nur in zwei Punkten: die Kongregationen seien nicht mit dem Jesuitenorden organisch verbunden (Das ist unwesentlich; nicht auf

die äußerliche Verbindung, sondern auf den Geist kommt es an); und nach den neueren Statuten seien die „Sobalen“ nicht mit Gebetsverpflichtungen überladen; die Thatsache, daß überhaupt solche Verpflichtungen bestehen und daß ihre Erfüllung mit Ablassen belohnt wird, stellt man nicht in Abrede. Den günstigen Einfluß der Kongregationen auf die Hebung und Bewahrung der Sittlichkeit hatte Kaverau im Hinblick auf die Zustände der katholischen Länder bezweifelt. Gewöhnlich wird diesem Hinweis entgegengehalten, an der Immoralität und dem Unglauben der Romanen sei nicht die katholische Kirche, sondern die Vog: schuld; als ob die Freimaurer eine besondere Konfession wären! Der Kern des Beweises liegt eben darin, daß diese Freimaurer fast sämmtlich getaufte Katholiken sind, daß sie in Italien und Frankreich bis vor einigen Jahrzehnten, in Spanien heute noch in katholischen Schulen erzogen wurden und daß der katholische Klerus mit all seinen Kongregationen den gläubigen Theil des niedern Volkes weder sittlich noch wirtschaftlich zu heben vermocht hat.

Vor einiger Zeit hatte ich in der „Zukunft“ die deutschen Jesuiten gebeten, an der selben Stelle Auskunft zu geben über die vom madrider Korrespondenten der Frankfurter Zeitung erhobene Beschuldigung, daß ihre spanischen Brüder trotz den hohen Dividenden, die sie aus ihren Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften bezügen, für die verfallende Kathedrale von Toledo nichts thäten. Pater Wilhelm Foz in Feldkirch hat mir privatim in einem sehr liebenswürdigen Schreiben geantwortet, es handle sich da um einen schon vor sechs Jahren in der Frankfurter Zeitung selbst abgeschlachteten Bären. Er verweist mich außerdem auf die vom Pater Dahr 1902 herausgegebenen „Hundert Jesuitenfabeln“; ich besitze leider nur die ältere Serie der Jesuitenfabeln. Pater Dehmkuhl aber schickt mir eine Nummer der Kölnischen Volkszeitung, die mich auf das Dementi in der Frankfurter Zeitung vom dritten Mai 1898 verweist. Darauf habe ich zu erwidern; daß kein vernünftiger Mensch alte Zeitungen aufhebt und daß, wenn eine Verleumdung nach sechs Jahren wiederholt wird, sie aufs Neue widerlegt werden muß, daß aber ein von dem Beschuldigten selbst in der üblichen Form: „Unwahr ist u. s. w.“ abgefaßtes Dementi gar keine Widerlegung ist. Ich bin natürlich weit entfernt davon, solchen Korrespondenzen ohne Weiteres zu glauben. Weiß doch Jedermann, was in Deutschland von den Parteien zusammengelogen wird; und bei den Romanen nimmt man es noch weniger genau mit der Wahrheit als bei uns. Aber unmöglich ist die Betheiligung der Jesuiten an gewinnbringenden Unternehmungen in Spanien keineswegs. Daß sie nicht nur Aktien, sondern geradezu ganze Bahn- und Dampferlinien besitzen sollten, ist allerdings sehr unwahrscheinlich; doch läßt sich leicht denken, wie solche Fabeln entstehen. Die Herrschaft des Merkantilismus und schlechte Wirtschaft sind zwei Thatsachen in Spanien. Die Vermuthung liegt nah, daß sie irgendwie mit einander zusammenhängen. Dem wirklichen Zusammenhang nachzuspüren, mag nicht ganz leicht sein: da macht sich nun der Parteigeist der Gegner die Sache bequem und bildet sich ein, daß die frommen Väter den Arbeitertrag des Volkes geradezu in ihre Taschen stecken. So geschelte Leute wie die Jesuiten müssen doch wohl selbst schon über die beiden Erscheinungen und ihren möglichen kausalen Zusammenhang nachgedacht haben. Wie sie sich ihn vorstellen: Das hätte ich gern einmal von ihnen gehört.



## Anzeigen.

**Franz Flaum.** Fünf Essays von Przybyzjewski, Emil Geyer, Rudolf von Delius, S. Lublinski, Cefary Jellenta. Axel Junker, Berlin.

Der Bildhauer Franz Flaum war bisher nur einem kleinen Kreis von Kunstliebhabern bekannt. Einige dieser Kenner wußten kein Verhältniß zu ihm zu finden, während andere um so inniger die Eigenart seiner Kunst empfanden und in ihrer Ueberzeugung nicht mehr zu beirren waren. Aus einer solchen Ueberzeugung ist dieses Buch entstanden, von dem wir hoffen, daß es manche Hindernisse, die der Genießer vor der Besonderheit skauimischer Kunst noch zu überwinden hat, beseitigen helfen wird. Rudolf von Delius erlebte in seinem Aufsatz nicht nur nach Gebühr die Behauptung, daß Flaum ein bloßer Nachtreter Rodins sei, sondern gab auch ein Bild von der positiven Schöpferkraft Flaums. Den Zusammenhang zwischen diesem abseits Stehenden und den tiefsten Zeitstimmungen unserer Tage zeigt Emil Geyer, während mir die Aufgabe zufiel, das plastische Moment in Flaums Technik nachzuweisen, die von einzelnen einseitigen Kritikern als „malerisch“ und „literarisch“ verdächtigt wurde. Der Aufsatz von Przybyzjewski ist schon vor sechs Jahren geschrieben worden; über die sexuelle Mystik, die dort geschildert wird, ist Flaum inzwischen hinausgewachsen. Aber Przybyzjewski hat manchen werthvoller Zugang zur Psyche des Künstlers gefunden. Die vortrefflichen photographischen Reproduktionen, ausgeführt vom Künstler selbst, dürften besser als all unsere Worte die Wesensart seines Schaffens beleuchten. Vielleicht wird man mir an dieser Stelle eine theoretische Bemerkung nicht verübeln. Max Liebermann ist gar kein „malerischer“ Maler, sondern genau so ein „Dichter“-Maler wie irgend einer der mit Recht bekämpften Akademiker und konventionellen Erzähler. Weil Liebermanns Poesie höher steht, dröhalb auch seine Malerei. Aus einem starken Empfinden für die Poesie der atmosphärischen Luft- und Naturstimmung ist er zur Werthschätzung des „Malerischen“, zu seiner verfeinerten naturalistischen Technik gelangt, — nicht etwa umgekehrt. Was aber dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig; und jede besondere Art von „dichterischer“ Empfindung verlangt nach ihrer besonderen Ausdrucksform auch in der bildenden Kunst. Darum darf der Künstler verlangen, daß man sich in seine besondere poetische Empfindungs-Atmosphäre erst einfühlt, bevor man seine Technik mit dem Schimpfwort „literarisch“ abthut.

S. Lublinski.



**Ausgedinge oder Bauernversicherung?** Wien. Im Selbstverlag. 1904.

Der Großstädter vergißt, wenn nicht etwa gerade sein Zorn wider „agrarische Großmüdigkeit“ erregt wird, daß es Bauern giebt. Und gar Mancher, dessen erste Nahrung Brot und Milch war, geht allen Fragen, die das Wohl und Weh des Landwirthes betreffen, schon aus dem Weg. Ein großes Unrecht geschieht aber besonders den Invaliden unseres Nährstandes, die — einem uralten Erbwohnrecht folgend — ihren sauer erworbenen Besitz dem ältesten Sohn „übergeben“, um fortan als geduldete Mitesser auf ehemals eigenem Hof sich und der Welt zur Last zu sein. Ich gebe in der kleinen Schrift das Resultat selbständiger Forschung, die viel dramatischen Stoff zu Tage förderte, und

verlange die Ersetzung des alten Ausgebirges durch moderne Alters- und Invaliditätsversicherung der Bauern.

Wien.

Dr. Heinrich Derbatschel.

### **Träume und Schäume.** Max Lange in Gera.

Mein erstes Buch. Wenn ich die gelben Bändchen im Schaufenster liegen sehe, ist mir zu Muth wie einer Mutter, deren Kind sich verheirathet. Etwas Freude, mehr Wehmuth. Wars richtig, die Verse zu veröffentlichen? Diese Gedichte sind ja nicht für ein großes Publikum geschrieben; das helle Lachen, das stille Weinen eines Menschen, weiter nichts. Einerlei. Hat die Sammlung irgend einen Werth, so wird sie ihren Weg in die Herzen finden; hat sie keinen, so mag sie untergehen.

Gera.

Hermann Strauß.

### **Gedanken weiser Männer.** Von Leo Tolstoi. Deutsch von Adolf Hef.

München, bei Albert Langen.

Tolstoi hat aus Dem, was die Menschheit in religiöser, moralischer, philosophischer Arbeit bisher geleistet hat, das Beste und Einfachste herausgesucht, es unserer Zeit verständlich gemacht und dadurch von selbst zur Nachahmung empfohlen. Kein Zufall, daß die bedeutendsten Religionstifter und Morallehrer, Lao-tse, Konfuzius, Buddha und Christus, so häufig vertreten sind; daß der wunderreichen, noch immer wenig erschlossenen „Schatzkammer des Midrasch“, dem Talmud, so viele und dem embryonisch in ihm enthaltenen Koran nur wenige Proben entnommen sind; daß auch sonst der Orient, dessen Weisheit Tolstoi hoch schätzt, mit chinesischen, indischen und arabischen Sprichwörtern oft zum Wort kommt. Die griechische Philosophie mit Plato und seinem Schüler Aristoteles ist spärlich, die römischen Stoiker Seneka, Epiktet und Marc Aurel sind reichlich vertreten. Unter neueren Autoren sind von den Engländern erwähnenswerth: Bentham, John Lubbock, Carlyle und Tolstois Lieblingschriftsteller John Ruskin. Unter den Franzosen nimmt Pascal neben Voltaire, Rousseau, Baubergues den größten Raum ein, während wir Deutschen, trotz den Namen Luther, Kant, Schopenhauer, Goethe, Schiller, Klinger, Humboldt, Rückert, Jean Paul, im Ganzen nur fünfzehnmal zum Wort kommen.

Oldenburg.

Dr. Adolf Hef.

### **Die Freude am Waidwerk.** Geschichte und Philosophie der Jagdlust.

Dritte, vermehrte Auflage. Paul Parey in Berlin. 3 Mark.

Das durch zwei frühere Auflagen schon bekannt gewordene, jetzt wesentlich erweiterte und, wie ich hoffe, auch verbesserte Buch will die Entstehung der Jagdlust zeigen; es liefert denn auch in der That eine „Geschichte und Philosophie“ dieser starken menschlichen Leidenschaft. Da ihre Entstehung in thierischen Urtrieben gesucht werden muß, war ein allgemeiner Ausblick auf die Entwicklung des Menschen und der Instinkte unerlässlich. Denn wie sich der Mensch aus der wilden Bestie zu dem verhältnißmäßig sanften und gesitteten Wesen entwickelt hat, als das wir uns heute betrachten, so hat sich die Jagdleidenschaft aus dem rohen Instinkt der Wildjagd zu der kultivierten Jagd entwickelt.

wickelt. Ich glaube, daß man nicht ein Jäger zu sein braucht, um an diesem Entwicklungsgang, dessen Darstellung ich an der Hand Darwins zu geben versuche, Interesse zu finden. Die verehrten Waidgesellen wollen ja von der Anwendung des Darwinismus auf ihr Gebiet noch nicht viel wissen; um aber vor solchen Problemen sich zustimmend oder ablehnend zu entscheiden, muß man sie doch erst kennen lernen. Dazu soll mein Buch ihnen verhelfen. Es wird ihnen, wie ich hoffe, das geliebte Waidwerk von einer ganz neuen Seite zeigen.



Kurt Graef.

### Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil.

Von Julius Heyer. Aus dem Böhmischen übersetzt von Josa Höcker. Prag, J. Otto, 1904.

Der und die Moderne lächeln natürlich über diesen Titel. Sie lachen laut, wenn sie vernehmen, daß Amis und Amil mit ihren goldenen Locken und himmelblauen Augen alle Herzen bezaubern, daß sie ob ihrer überirdischen Schönheit für Engel gehalten werden, daß die Damen, um die sie kämpfen, noch viel engelhafter sind, daß die Herren und Damen des Romans in goldgestickten und von Edelsteinen überrieselten Gewändern einherschreiten, daß die Fuchsböden ihrer Burgen aus kostbaren Mosaiken bestehen, daß vor Kathedralen, die ein wahrhaftiges Abbild des Himmels sind, die zartesten und sinnvollsten Mysterienspiele aufgeführt werden, daß man sich nach dem Turnier an kristallene Tische setzt und von den auf weißen Stoffen servierenden Vagen goldene Becher kredenzen läßt, daß dem Volk aus Springbrunnen Milch und Rotwein quillt, daß eine Schwanenjungfrau sich als Teufelin erweist, daß eine andere Jungfrau, von einer Heidin mit Zauber umstrickt, an der Liebe zu einem marmornen Adonis zu Grunde geht, daß Amil seine Kinder dem Freunde schlachtet und sie frisch und gesund wieder bekommt. Aber ist Das nicht die Welt Richard Wagners? Und warum soll man solche Dinge nur singen, nicht auch sagen dürfen? Das Wohlgefallen der Menge an Ausstattungsgopern und an prachtvollen Cirkuspantomimen beweist, wie gern das Publikum seine unsaubere Wirklichkeit auf ein paar Stunden vergißt beim Anschauen einer glänzenden, reinen und schönen Märchenwelt, in der auch das Feindliche, das den Menschen bedrängt, nicht kleinlich, armsüßig, verächtlich und schmutzig erscheint, sondern groß und furchtbar und schön, wie es rebellischen Engeln und entthronten Göttern ziemt. Gute realistische Romane und Novellen können großen Nutzen stiften, wenn sie den nicht sehr zahlreichen Verständigen und Gutgesinnten in die Hände fallen, die zu lernen im Stande sind. Aber die Arbeiterfrau, der Arbeiterjüngling, die Unterhaltung und Erholung suchen, werden sich, wenn es ihnen Bebels Censoren erlauben, lieber glänzende Ritter und holde Prinzessinnen vorzaubern als mit einer Verdoppelung ihrer traurigen Wirklichkeit ängstigen lassen. Der jung verstorbene Dichter des Romans hat seinen romantischen Sinn auch dadurch bewiesen, daß er thörichter Weise in czechischer Sprache dichtete. Doch seiner feinen und vornehmen Seele entsprangen Gestalten, die nur ein feines und vornehmes Gewand tragen; und mit solchem Gewand hat sie Frau Höcker durch die Uebersetzung in ein korrektes und edles Deutsch bekleidet.

Reiffe.

Karl Jentsch.



## Intermezzo.

Der Dampfer wird uns bereits im Mai dieses Jahres geliefert werden und "wird mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers den Namen „Meteor“ führen." So zu lesen im Jahresbericht des Generaldirektors Ballin an die Aktionäre der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft; in dem Bericht, der am dreißigsten März 1904 der Generalversammlung vorliegen wird. Die liberale Börsenpresse, die für die höchsten Talente des Rhetorikdiktators zwar das feinste Verständniß hat, um keinen Preis aber den Männerstolz vor Königsthronen verbergen will — um keinen geringen Preis wenigstens —, hat den Passus von der kaiserlichen Genehmigung weggelassen. Von ihr erfährt der Leser also nur, daß die Hamburg-Amerika Linie in diesem Frühjahr um einen Dampfer vermehrt wird, der „Meteor“ heißen und billige Fahrten machen soll. Wer bewundert da nicht das Zartgefühl und den Takt des Herrn Ballin? Einem Schiff, das den minder begüterten Schichten des deutschen Bürgerthumes die Annehmlichkeit einer Lustfahrt zur See verschaffen soll, giebt der Edle den Namen der Rennpacht, die in mancher Regatta die Farben seines kaiserlichen Herrn und Öhnners zum — nicht immer leichten — Siege geführt hat. Ein Anderer, etwa Herr Dr. Wiegand vom Norddeutschen Lloyd, der in solchen Dingen neben dem hamburger Kollegen ein wahrer Stümper ist, hätte sich den Namen „Meteor“, wenn er sich überhaupt an ihn wagte, sicher für das größte und stattlichste Schiff seiner Flotte aufgespart. Bei der belstosfer Firma Harland & Wolff wird jetzt ein Dampfer gebaut, der das größte, das schnellste und luxuriöseste Schiff der Hamburg-Amerika-Linie werden soll; das und kein anderes hätte Dr. Wiegand, wenn er in Hamburg thronte, auf den geweihten Namen „Meteor“ getauft. Der Herr der H. A. P. M. G. ist eben doch der Klügere von Beiden. Wozu an das Parade Schiff, dessen Pracht doch nur dem reichsten, also blasirtesten Theil der Kundschaft zugänglich ist, auch noch den Namen der kaiserlichen Yacht verschwenden? Damit imponirt man Millionären nicht, unter denen jeder zehnte Mann sich selbst eine Rennpacht bauen kann, wenn der Sport ihm interessant genug ist. Aber ein Schiff für die in Kapitalistenredien beliebten breiten Schichten: Das ist das Richtige. „Der Firma Blohm & Bosh haben wir einen ausschließlich für Exkursionsfahrten bestimmten Dampfer in Auftrag gegeben. Zu dem Bau dieses Dampfers entschlossen wir uns in Folge der Beobachtung, daß ein entschiedenes Bedürfniß vorliegt, die immer beliebter werdenden Exkursionsfahrten auch dem Theil des Publikums zugänglich zu machen, der mit bescheideneren Mitteln zu rechnen hat. Der Dampfer wird daher zwar allen Ansprüchen an modernen Komfort genügen, immerhin aber weniger luxuriös ausgestattet sein als die „Prinzessin Viktoria Luise“ und sich von dieser auch durch wesentlich kleinere Maschinen mit entsprechend geringerem Kohlenverbrauch unterscheiden. Auf diese Weise wird es möglich sein, die Passagepreise so niedrig zu stellen, daß weiteren Kreisen der Bevölkerung die Theilnahme an den Vergnügungsfahrten ermöglicht wird. Der Dampfer wird bereits im Mai dieses Jahres geliefert werden und wird mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers den Namen „Meteor“ führen.“ So gehört sich. Der schlechte Bürgermann wird, zu seinem eigenen Nutzen und Frommen natürlich, ohne es zu spüren, vollkommen schmerzlos zur Stütze

des Staates, Thrones und Altars gemacht und obenrein kommt auch noch der Unternehmer auf seine profitliche Rechnung —, selbst wenn er dem Altium der kaiserlichen Erlaubniß zur Föhrung des Namens „Meteor“ als Passivum die Kosten einer Expedition nach Kalesund gegenüberstellt. Und der Mann, der auf solche Leistung hinzuweisen vermag, hat standhaft bisher alle Titel abgelehnt. Längst müßte, längst könnte er Geheimrath sein. Da aber zeigt sich wahre Menschengröße und echter Seelenadel. Besser als sämtliche Titel der Welt klingt ein berühmter Name ohne jegliches Prädikat. Unzählige Geheimräthe giebt's, doch nur einen Ballin.

War köstlich zu lesen ist in dem Bericht auch 'er Abschnitt, worin der große Mann von der „anderweitigen Regelung des ostasiatischen Dienstes“ spricht. Auch hier hat ihm der Rothstift der Börsenpresse manches Interessante gestrichen; wahrscheinlich dachten die Censoren, der gute deutsche Michel brauche nicht mehr zu erfahren, als sich mit dem Dogma von der nationalen Größe und patriotischen Selbstlosigkeit aller mächtigen Wirtschaftsfaktoren verträgt. Dieses Dogma will uns ja auch in den Glauben zwingen, Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutscher Lloyd seien innig, wie liebende Geschwister, vereint, innig und neidlos und von dem einen Wunsch nur getrieben, in gemeinsamer Arbeit dem Vaterland Ehre zu machen. Der Rothstift ließ also nur den Satz stehen: „Es wurde vereinbart, daß der Lloyd die von ihm seit langer Zeit betriebene Reichspostdampferlinie, die Hamburg-Amerika-Linie dagegen die Frachtdampferlinie für alleinige Rechnung übernahm, während gleichzeitig Verabredungen getroffen wurden, die eine Konkurrenz zwischen den beiden Linien auf diesem Gebiet auch für die Zukunft ausschließen.“ Das klingt harmlos, ungemein wohlwollend und gar nicht nach Geschäftsinteresse. Vor der Operation las mans anders. Ehe die Streicher ans Werk gingen, stand da: „Von besonderen Ereignissen des Berichtsjahres wollen wir zunächst die anderweitige Regelung des ostasiatischen Dienstes hervorheben. Bekanntlich bestand bisher zwischen dem Norddeutschen Lloyd und uns eine Betriebsgemeinschaft in der Weise, daß sowohl die Reichspostdampfer wie die Frachtdampfer für gemeinsame Rechnung und mit beiderseits für die Fahrt eingestellten Schiffen betrieben wurden, wobei nur vereinbart war, daß die eigentliche Betriebsleitung bei der Reichspostdampferlinie in den Händen des Norddeutschen Lloyd, bei der Frachtdampferlinie in den Händen unserer Gesellschaft liegen sollte. In der Praxis zeigte sich jedoch, daß der Dualis nur in der Verwaltung beider Linien der zweckmäßigen Ausnutzung des Dampfermaterials und der schnellen Disposition darüber hinderlich war. Wir einigten uns daher mit dem Lloyd dahin, daß es richtiger sei, eine Realtheilung des ostasiatischen Verkehrs an die Stelle der bisherigen Theilung nach ibellen Anteilen treten zu lassen. Hierbei bot sich von selbst die Lösung der Frage auf der Grundlage dar, daß der Lloyd die von ihm seit langer Zeit betriebene Reichspostdampferlinie, wir dagegen die Frachtdampferlinie für alleinige Rechnung übernahmen, während gleichzeitig Verabredungen getroffen wurden, die eine Konkurrenz zwischen den beiden Linien auf diesem Gebiet auch für die Zukunft ausschließen.“ Also eine „Realtheilung“ statt der bisherigen „Ibealtheilung“. Wundervoll ausgedrückt; überhaupt trieft die ganze Stelle förmlich von würdevoll diplomatischer Beredsamkeit. Ein Wischen komisch bleibt sie trotzdem. Die beiden Gesellschaften

haben sich „geeinigt“, weil sie sich eben nicht mehr einigen konnten, weil der Strick, der so lange nach entgegengesetzten Richtungen gezerrt wurde, endlich gerissen war; Reid und Rißgunst haben eine gemeinsame Arbeit, wie sie der ostasiatische Dienst in seiner früheren Gestalt forderte, unmöglich gemacht. Die Einigung bestand in der Auflösung der Gemeinschaft: all die süßlichen Worte des Herrn Ballin können über diese Thatsache nicht hinwegtäuschen. Im vorigen Jahr wäre der geschäftliche Zwist beinahe ja in persönlichen Hader ausgeartet; ein Weilchen sah es fast aus, als würden die Herren Ballin und Wiegand einander morgen ihre Zeugen schicken. So ist es um die Einigkeit unserer größten „nationalen“ Unternehmungen heute bestellt. Man kann dem Lloyd sein Leid nachfühlen. Herr Ballin gilt „oben“ nicht nur als der Generaldirektor der hamburger Privatgesellschaft, sondern als Herr der gesammten deutschen Handels-schiffahrt; er wird wie ein Souverain behandelt, dem dies Alles unterthänig ist. Und Bremen hat nicht nöthig, mit dem Rang einer Filiale vorliebzunehmen.

Triumphirend ruft Herr Ballin: „Nachdem wir aus dem ostasiatischen Reichspostdampferdienst ausgeschieden sind, ist unsere Gesellschaft nun wiederum ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen und bezieht keinerlei Reichs- oder Staats-Subvention.“ Das ist an die Adresse der in hohen Aemtern sitzenden englischen Schutzgöliner gerichtet, die zu Gunsten der Cunard Linie, der einzigen in Großbritannien, die sich noch nicht in den Morgan-Trust locken ließ, das System der Schiffsahrtsubvention durchgesetzt haben. In der Debatte über diesen Gegenstand war nämlich im englischen Parlament behauptet worden, auch Deutschland gewähre seinen Schiffsahrtgesellschaften insgeheim Subventionen. Herr Ballin, der sich nicht nur pour le roi de Prusse mit dem Erlernen der englische Sprache gequält haben will, ist dieser Behauptung schon mehrmals in Briefen an die „Times“ entgegengetreten. Diese Sitte, die Polenik in Feindesland hinüberzutragen, ist jedenfalls neu. Will Herr Ballin im Ausland entstandene Prethümer widerlegen, so findet er in der Heimath doch Zeitungen genug, die einem so bedeutenden Mann gern ihre Spalten öffnen. Dem deutschen Heber, der seine Proteste in den „Times“ veröffentlicht, glaubt in England ja doch kein Mensch; sein übereifriges Bemühen schmälert höchstens noch die Wirksamkeit der Opposition, die englische Freihändler dem Subsidienprinzip machen. Unerbetene Hilfe aus fremden Konkurrenzländern ist keiner Partei willkommen. Wenn die Briten Lust haben, zum Protektionismus überzugehen, wird Herr Ballin ihnen diese Absicht nicht ausreden. Deshalb sollte er seine Beredsamkeit und seine Rathschläge für die Gelegenheiten aufsparen, wo er im lieben Vaterland Etwas erreichen kann. Hier ist er ein mächtiger Herr; nur darf er sich nicht einbilden, er habe, wie der gekrönte Besizer der Armada, die Hand über die ganze Erde.

Seine Aktien haben sich übrigens von den Nachwirkungen des Februarsturmes noch nicht völlig erholt; sie standen am letzten Sonnabend noch um 4 Prozent schlechter als vor dem Ausbruch des Asienkrieges. Im Allgemeinen aber konnte man am Wochenschluß mit einiger Berechtigung wieder vom Fortschreiten der Reconvalescenz reden. Bochumer waren ganz, Arenberger fast ganz so hoch wie am sechsten Februar; Bismarckhütte noch höher, Laura und Gelsenkirchen dicht am alten Stand. Der Deutschen Bank und der Handelsgesellschaft fehlten noch 3, der Diskontogesellschaft 6, der Dresdener Bank 7, der A. E. G. 11,

den Russen von 1902 noch  $4\frac{1}{2}$ , den Chinesen und unseren Konsols 2 Prozent. Höher schlug bei solchem Anblick das Herz jedes Hausiers. Die Woche hatte keine schlimme Ueberraschung gebracht. Vor Korea nichts Neues. Der englische Geldmarkt erholt sich. Deutschland ist liquid und die Preussenkasse hat dafür gesorgt, daß sie in vierundzwanzig Stunden 50 Millionen Mark flüssig machen kann. Auch die Großbanken haben sich in der Stille für alle Wechselfälle des Krieges gerüstet. Und Schaaffhausen hat sogar zwei bescheidene Emissionen (Dagelberg-Kraus) gewagt. Die Krünen, Schwachen, Unsoliden sind entweder gefallen, also unschädlich gemacht oder gestützt, also für ein Weilchen wenigstens gerettet. Das Ansehen der Großen, die, lange grimmig beschdet, nun als Reiter in der Noth auftraten, hat sich erhöht. Die Elektrizität fühlt sich nach der neuen Stuppierung, die Kohlenindustrie nach der Erneuerung des Syndikates halbwegs behaglich und Alles, was mit Eisen und Stahl zu rechnen hat, hofft nicht ohne Grund auf die nützliche Wirksamkeit des Stahlverbandes. Die Organisation, die Einigung der als Leiter aufersehenen Herren macht noch Schwierigkeiten. Doch solche Kinderkrankheiten gehen vorüber, sind für eine normale Entwicklung großer Verbände beinahe nöthig. Wenn es sich nicht um Gewaltiges handelte, hätte die Stadt Düsseldorf dem Verband nicht zwei Häuser nebst Mobiliar geschenkt. Dreihundert Beamte sind schon angestellt; und das Kohlensyndikat hat beschlossen, künftig nur in Uebereinstimmung mit dem Stahlverband Ausfuhrvergütungen zu gewähren. Wie lange, meint Ihr, wird der „Pöblich“ solcher Macht noch widerstehen? So spricht der Hausier, der emsig auf der Suche nach neuen Reizmitteln ist. Die Lockspindel der Hausierpartei haben für die Börse schon so viel gethan, daß ihnen zu thun fast nichts mehr übrig bleibt; was an günstigen Möglichkeiten irgendwo sichtbar ward, haben sie hastig escompirt. Einen Augenblick schien von New-York her ein Unwetter zu dräuen. Ein Hausierspekulant war zusammengebrochen. Sully heißt der Mann. Wirklich nicht Sully, wie die Antisemiten wünschten. Keine auffällige Wehlichkeit mit dem französischen Finanzminister, der seinem Freunde Heinrich von Namorra riet, Paris eine Messe werth sein zu lassen. Höchstens könnten die falschen Berichte und Prahlereien des Amerikaners an die *Économies royales* des Franzosen erinnern. Der erste Sully hatte mit der Seide, der zweite mit der Baumwolle zu thun. Er wollte den Markt beherrschen, trieb, als Erbe des von Price und Brown begonnenen Spekulantentwerkes, seit 1902 die Preise um das Doppelte in die Höhe und sah lange wie eine unangreifbare Großmacht aus. Da entschloß New-Orleans sich zu einem letzten, äußersten Versuch, die Macht des Tyrannen zu brechen. Und es gelang. Der Corner war nicht zu halten, Sully mußte die Zahlungen einstellen und seine Gruppe wimmerte auf offenem Markte, sie sei nicht im Stande, „ihre ungeheuren Vorräthe an Lokobaumwolle zu realisiren.“ Der gestürzte Cornerkönig soll in Terminwaare Engagements im Betrag von ungefähr 100 Millionen Mark laufen haben. Panik in New-York; Sturm auf den westdeutschen Baumwollmärkten. Die Moral der Geschichte? Daß auch die stärkste Hausierposition, wenn erst der rechte Tag anbricht, erschüttert werden kann; erschüttert werden muß, sobald sie ins Unsinnige gewachsen ist. Natürlich, sagte man in der Burgstraße. Das wußten wir längst. Aber unsere Hausierspekulation entspricht den realen Verhältnissen und hat keine so kräftige Contremine zu fürchten, wie New-Orleans sie leisten konnte. Sollen wir uns durch Sully die Daune verderben lassen? Er hatte zu viel Baumwolle; bitte: wenig Geschrei! Dis.

## Hammerstein.

Wilhelm Freiherr von Hammerstein ist seinem Sozias und Gläubiger Waldersee rasch ins Grab gefolgt. Nicht in ein Ehrengrab; der Schwartower Hammerstein, den Berliner Richter 1896 als Betrüger und Urkundenfälscher auf drei Jahre ins Zuchthaus geschickt hatten, war zuletzt in Charlottenburg irgendwo untergetrocknet und wurde nun still eingescharrt. Öffentlich hat er Memoiren hinterlassen und dasie gesorgt, daß sie nicht spurlos verschwinden; er konnte was erzählen. Kein Mann von harter Persönlichkeit; als politische Intelligenz schwächer als etwa die Grafen Ramig und Mirbach. Aber ein unbändiger Wille zur Macht. Auf den äußeren Schein gab er wenig. Er wollte wohl nie Minister werden, gönnte Anderen gern den Ruhm, in den Parlamenten den Parteilührer zu spielen, und war zufrieden, wenn er in der Fraktion die Uebermacht hatte und, was ihm drauf ankam, seinen Willen durchsetzte. Jahre lang hat er vermocht. Er arbeitete mehr als die meisten Standesgenossen, kam besser vorbereitet in die Sitzungen, war ein gefürchteter Pistolenschütze und wußte auch mit der Feder Bescheid. Die Anderen wollten gewöhnlich nur sich in die Sonne bringen; er wollte eine Sache und war deshalb stärker als sie. Der kleine mecklenburgische Junker, der Forstmann gewesen war und im Kreis der Großgrundbesitzer immer ein armer Teufel blieb, wurde der Tyrann der konservativen Partei. Seit Stahls Tagen hatte kein Einzelner dem Böhnslein der aufrechten Junker so viel gegolten. Sie seufzten manchmal und wünschten sich den Hammerstein vom Hals, doch sie wagten nicht, wider den Stachel zu lösen. Wer den schwärzlichen kleinen Herrn mit der gekrümmten Nase, der gar nicht einem Antisemiten glich, durch die Strahlen schlendern sah, konnte nicht ahnen, daß dieses Kerlchen mit dem blanken, schief in die Stirn gestülpten Cylinder die preussischen Ständen am Schnürchen hielt. Und doch war's so; doch wäre Manches vielleicht anders gekommen, wenn Wilhelm von Hammerstein nicht im Jahr 1876 vom Wahlkreis Stolp-Lauenburg-Bütow in den Landtag geschickt worden wäre.

Im Deklarantenjahr. Bismarck hatte im Reichstag gesagt, wer die Kreuzzeitung halte, mache sich indirekt an den Verleumdungen mitthulbig, deren Ziel er (nebst Camphausen und Delbrück) in diesem Blatte gewesen war. „Wenn ein solches Blatt so handelt und in Monate langem Stillschweigen verharrt, trotzdem das Alles Lügen sind, und nicht ein peccavi oder orravi spricht, so ist Das eine ehrlöse Verleumdung, gegen die wir Alle Front machen sollten, und Niemand sollte mit einem Abonnement sich indirekt daran beteiligen. Von einem solchen Blatt muß man sich lossagen, wenn das Unrecht nicht gesühnt wird.“ Hunderte protestirten. Wie lange dünkt's uns her! Es war die erste Etape im Kampf der preussischen Agrarier gegen den unaufhaltsam hereindringenden Großindustrialismus. Damals trat Hammerstein ins Abgeordnetenhaus. Er hielt sich zunächst still, unterschied sich kaum von den Dugendkonservativen und schien mit Bismarck gehen zu wollen. Auch nachdem er 1881 die Redaktion der Kreuzzeitung übernommen hatte und in den Reichstag gewählt worden war, kam er gerade in persönlichen Fragen mehr als einmal dem Kanzler zu Hilfe; 1884 in der Vorkerdebatte und später, als der zweite Direktor für die zweite Abtheilung des Auswärtigen Amtes abgelehnt wurde. Gern oder ungern: jeder Vernünftige mußte mit Bismarck rechnen; und der Mann, der selbst einst so eifrig an der Kreuzzeitung mitgearbeitet hatte, würde am Ende ja wieder stramm konservative Politik machen. Als sich nach den Septennatwahlen zeigte, daß diese Hoffnung trotz,



schwankte Hammerstein ab. Ein frommer Knecht Fridolin wollte er nicht sein; konnte es auch nicht. Das Kartell war ihm ein Gräuel; eine Mehrtheit, die ihm gefiel, mußte aus den konservativen Elementen beider christlichen Bekenntnisse zusammengesetzt sein. Deshalb war er für eine Revision der Raigeseze — die Jesuitenurde der Herren von Heudebrand und Wolke hätte ihm nicht behagt —, hieß auf die Rational-liberalen ein und häßte das Centrum. Die Nichtsalsgouvernementalen wurden unruhig. Ein gefährlicher Kunde, dachten sie, der sich sogar gegen Bismarck vorwagt. Wer aber noch so devot abzuwiegeln versuchte, wurde angehaucht, daß er zurückpralle. Blech; auch Bismarck wird nicht ewig leben, der Kronprinz ist ein verlorener Mann und Waldersee und Stoecker stehen uns dafür, daß Prinz Wilhelm mit uns regiren will. Die vor acht Tagen hier geschilderten Intriguen begannen. Hammerstein sprach verächtlich vom „Kartellstall“, ließ die Warnung vor den lauen Laodicäern ergehen und verkündete, unter Bismarcks liberalisirender Politik leide das monarchische Gefühl: „Der Grundsatz: Autorität, nicht Majorität, die Grundlage des christlichen Staates, kommt ins Wanken“. Umsonst. Hammerstein mußte aus dem Parteivorstand scheiden und die konservativen Fraktionen des Reichstages und Landtages sprachen ihr Bedauern über die Artikel der Kreuzzeitung aus, „auf deren Leitung die Partei keinen Einfluß besitzt“. Doch der Mecklenburger gab das Spiel noch nicht verloren. Am sechszwanzigsten September 1889 veröffentlichte er (oder einer seiner Gehilfen) über „die Monarchie und das Kartell“ einen Artikel, in dem es hieß: „Schon zu lange sind sie erfolgreich an der Arbeit gewesen, die Tüncher und Färber, die Puffer und Polirer, die sich selbst und die Welt betrügen, indem sie auf nationalliberale Waare konservative Stempel und Firmenzeichen anbringen. Das Gold altpreussisch konservativer Grundsätze soll eine verberbliche Legirung erfahren mit unedlem Metall aus der Schatzkammer des Liberalismus.“ Diesmal kam die Antwort aus schwerem Geschütz. Im Reichsanzeiger wurde erklärt, der Kaiser „mißbillige lebhaft die politischen Auffassungen der Kreuzzeitung“; „Seine Majestät sieht in dem Kartell eine den Grundsätzen seiner Regierung entsprechende Gestaltung und vermag die Mittel, mit denen die Kreuzzeitung es angreift, mit der Achtung vor der Allerhöchsten Person und vor unseren verfassungsmäßigen Einrichtungen nicht in Einklang zu bringen.“ Es war einer der letzten Erfolge Bismarcks. Das Kartell wurde erneuert und Hammerstein nicht wiedergewählt, trotzdem er in seinem Wahlkreis verbreiten ließ, die Drohnoten seien dem Kaiser nur abgeliefert, der im Grund seines Herzens ein Freund der Kreuzzeitung sei und ihren Chefredakteur gern wieder im Reichstag sähe. Erst 1892 brachte eine Nachwahl ihm wieder ein Mandat. Und nun erlebte er die Zeit seiner größten Triumphe. Drei Jahre lang währte seine Tyrannis. Dann verriethen hochadelige Parteigenossen, die sich nicht offen an ihn wagten, seine Sünden an den berliner Redakteur der Frankfurter Zeitung. Sacht sicherten die Betrügereien und Fälschungen durch. Hammerstein wurde vom Dienst suspendirt und floh ins Griechenland, das ihn, berliner Wünschen gehorsam, ein Bischofen contra legem als Anarchisten — im Ernst: als Anarchisten — auswies; am dreißigsten Dezember 1896 verhafteten ihn deutsche Kriminalbeamte in Brindisi. Freude in Israel. Ein Junker, der frechste von allen, und obendrein noch ein muthender Antisemit sollte ins Zuchthaus wandern.

Längst schon glich Hammerstein nicht mehr dem Typus des preussischen Junkers. Wenn er auf Nowow in Mecklenburg seine Tage verbracht oder bis ans selige Ende das pommerische Gut Schmartow bewirthschaftet hätte, wäre er wohl ein chr-

licher Mann geblieben; kein Tugendheld zwar, doch ein berber Geselle, der mit dem Strafgesetz nicht in Berührung kommt. Er hätte gejagt, wacker gezehrt und vielleicht Herrenrechte geheischt; ein Spielchen oder ein wildes Werben hätte ihn mitunter in Bedrängniß gebracht, aber im Ganzen wäre die Sache gegangen und eines Morgens hätte der Dorfpfarrer ihn in der Gutskirche eine schöne Leichenrede gehalten. Nun kam er nach Berlin, in die fremde Welt des Parlamentarismus und Journalismus; da war er wurzellos. In den Parlamenten fand er sich bald zurecht und hier wurde seine Junkereigenschaft ihm nützlich: der starke Wille, die Fähigkeit zu rascher Orientirung, ein, wo es nöthig schien, zäher Fleiß und, als wichtigste Gabe, eine sichere Witterung für das im Augenblick gerade Vortheilhafteste. Er begriff früh, daß die Zeiten vorüber sind, wo eine konservative Partei von der Gnade der Regierung leben kann, und hielt auf steife Selbständigkeit; er erkannte Stoeckers ungewöhnliche agitatorische Kraft und schloß mit ihm den festen Bund, der die neuen Regungen evangelisch-sozialen Lebens in den Dienst der konservativen Sache lenkte; er fühlte die ungeheure Macht der Bauernbewegung und fing sie, die der Parteileitung eben entgleiten wollte, mit schlaugespinnnenem Netz wieder ein. Zwei schlimme Fehler hemmten ihn aber auf seinem Wege: er war eigensinnig und ungebildet; sein Eigensinn unterjähigte Bismarcks imponierbare Macht, seine Unbildung ließ ihn über rückständige Ansichten nie hinauskommen, hielt ihn immer bei einer Orthodoxie, der auch auf dem Flachland das Volk entfremdet ist. Und in der Zeitungswelt konnte er nie völlig heimisch werden. Er hatte ein beträchtliches Anpassungsvermögen und wurde durch mimicry nach und nach den Berufsgenossen in manchem Wesenszug ähnlich; doch blieb immer ein Unterschied. Ein Freiherr, der für Geld als Redakteur gemiethet ist, hat seine Kaste verloren. Hammerstein wollte kein Deklassirter sein, kein gewöhnlicher Zeitungsschreiber. Er wollte der Freiherr bleiben, der nicht nach Druderschwärze riecht, der feudale, korrekte Herr, der auf Sittlichkeit hält, für Thron und Altar kämpft und bei jedem unfreundlichen Blick dräuend nach der Pistole schießt, — und schuf sich daneben heimlich ein wüstes Abenteuererglück im Arm einer verlaufenen Dirne. Solches Glück kostet Geld; und nun sollte die schmutzigste Schachermacheri helfen. Die Zeitung wurde ihm zum Werkzeug, das seine Privatinteressen fördern mußte, zum Instrument, das er benutzte, um heute die seinen minderen Wählern verhasste Tabaksteuer abzuwehren und morgen mit einem Reklamschen eine Hotelrechnung zu bezahlen. Doch er beherrschte dieses Instrument nie so meisterhaft wie die nicht in freiherrlichen Betten gezeugten Kollegen; sonst hätte er sein Schäschen geschoren, ohne sich ertappen zu lassen, hätte er sich vor den groben, greifbaren Formen des Truges gehütet. Er hatte sich vom Junkerwesen nur gerade noch genug bewahrt, um als journalistischer Strauchdieb auf die Dauer unmöglich zu sein. . . Nun ist er tot. Die Konservativen sind schon lange wieder Mann vor Mann gouvernemental, die drei Gruppen des Großkapitals vertragen sich, wenn nicht zufällig von der Societas Jesu die Rede ist, in den Parlamenten ganz gut, das Häuslein der hitzigen Agrarier ist in den Hintergrund gedrängt und die Kreuzzeitung wird zwar kaum mehr citirt, aber noch immer gelesen. Wegen der vierten Seite. Ob Wagener oder Nathusius, Hammerstein oder Kropatschek redirt: man will doch wissen, wer sich im Bereich des Getha verlobt oder das Zeitliche gesegnet hat und wo ein brauchbarer herrschaftlicher Diener zu haben ist.

Verantwortlicher Redakteur: W. Gardin in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von Kistner & Pöhlmann in Hamburg.

